Die christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Zwölfter Jahrgang

Nr. 18 Leipzig, den 5. Mai 1898

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungs-Nr. 1556 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark — Wöchentlich eine Nummer

Inhalt: Der Christ und die Welt: 4 — Zur Würdigung Sören Kierkegaards. Eine Entgegnung mit Nachschrift — Die Frankfurter Kirchen zur Zeit des Parlaments 1848 und 1849. Erste Hälfte — Die schwierige Lage und Aufgabe des Evangelischen Bundes: 3. Deutsch-protestantisch — Hanna Wasenius in O. Verbecks Roman „Einsam" — Verschiedenes: Wünsche einer Schwerhörigen; Ein Wort über volkstümliche Kunst; Der Tolstoismus; Vater Schneller — Anzeigen

Der Christ und die Welt

4

Den Reinen ist Alles rein. Titus 1, 15.

Dieses Textwort übertrifft noch unsre neuliche Rede vom treuen und klugen Haushalter an Kühnheit, Zuversichtlichkeit und Weitherzigkeit. Es ist der Schlüssel zu den schwierigsten Verhältnissen, ein Kompaß auf der vielbewegten See gesellschaftlichen Lebens, ein Prüfstein für recht und unrecht, aber auch ein Flügel, der über die Abgründe der Versuchung und die Felsenriffe des Aergernisses hinweghilft, damit wir nicht zu Falle kommen. Ganz besonders anziehend, ja ergreifend wirkt an diesem Wort die Abwesenheit alles Aengstlichen und Kleinlichen.

Es lohnt sich wohl, die Frage aufzuwerfen, ob die öffentliche Verkündigung unter uns in Predigt und Unterricht überhaupt noch solche Sätze zu sagen wagt, ob sie die Kraft hat, sie unumwunden auszulegen, und die Vollmacht in sich fühlt, sie schlecht und recht anzuwenden. Den Reinen — ja giebt es denn überhaupt Reine? so wendet der ewig Zweifelnde ein; und wenn es gar weiter heißt, ihnen ist Alles rein, so scheint jedem unerhörten Mißbrauch Thür und Thor geöffnet zu sein, so wird sich bald Recht in Unrecht, süß in sauer und alle Wahrheit in ihr Gegenteil verwandeln. Eben darin aber, in diesem immerwährenden Besorgtsein, Bezweifeln und in Frage stellen unsers Christenlebens erblicken wir ein höchst gefährliches Abweichen von der biblischen und reformatorischen Lebensordnung, ein Nachlassen von dem ein für allemal geltenden Glaubensgrund: Ist Gott für uns, wer mag wider uns sein? Wo in aller Welt ist die Bibel ängstlich oder kleinlich? Auf wen wirkt Luther in Wort und Schrift anders als ermutigend und anspornend? Wir wollen daher an unsre Brust schlagen und zugestehen, daß unser Verständnis des Evangeliums noch viel zu wünschen übrig läßt, daß unsre Auslegung eng und spröde, unsre Nutzanwendung furchtsam und feige ist. Vor allen Dingen laßt uns lernen, daß, um gewissen dringlichen Fragen der Gegenwart gerecht zu werden, die Bibel mit ihren großen, kühnen, unerschöpflich tiefen Gedanken noch immer der beste Leitfaden ist, besser als irgend ein moderner Versuch, der angeblich wahren Natur des Menschen oder auch Gottes auf die Spur zu kommen.

Also den Reinen ist Alles rein. So tritt eine Kindesseele in die Welt hinaus und findet sich gut in ihr zurecht, ohne viel Umschweife zu machen. Werde nur wie ein Kind, und du wirst sehen, was dir frommt, wirst deine Straße in Frieden ziehen und allerlei Segen empfangen. Als Jesus die Kinder zu sich rief und ihnen die aller Vernunft spottende Verheißung des Himmelreichs zueignete, da hat er wohl nicht daran gedacht, sie für lauter Englein und die es werden wollen auszugeben. Auch jenes alte Hussitenlied mit seiner liebenswürdigen Strophe: Kinder, sprach er, ihr seid Kinder, unschuldsvoll und keine Sünder, steht nicht eigentlich auf biblischem Boden. Kinder sind allerorten schuldig und unschuldig, ungezogen und artig, leidsam und unleidlich zugleich. Aber was der Heiland an ihnen rühmte, was er als nachahmungswürdig hat hinstellen wollen, das war, daß noch keine Einbildung, Verstellung, Hoffart, Eitelkeit in ihnen ist, noch nicht die künstliche Verstiegenheit des Denkens, noch nicht das Gemachte und Gesuchte des Empfindens, noch nicht das krankhaft Streberhafte in ihrem Willen Platz hat. Sie sind ganz sie selbst und geben sich, wie sie können. An uns aber ist es, ebenso zu thun. Wir reden der christlichen Naivität, der gläubigen Einfalt, der frommen Unbefangenheit das Wort; wir sagen, sei nur du selbst, sei nur ein Kind deines Gottes, sei nur treu gegen dich selbst und halte dein Maß inne, so darfst du Alles und bist ein ganz freier Herr über alle Dinge, kannst dich kleiden, wie du willst, kannst jede Gesellschaft aufsuchen, jedes Buch lesen, an jedem Vergnügen teilnehmen — die Grenze liegt allein in dir selbst, das heißt aber in dem Zeugnisse des Geistes Gottes, der in dir ist, und den du nicht betrüben sollst.

Mit diesem Ergebnis wird nicht nur dem rechten Verstand des Evangeliums gedient sein, das ja immer auf der Höhe des Paulinischen Satzes erfaßt werden will: wo der Geist des Herrn ist, da ist Freiheit, sondern auch der Wirkung des Evangeliums auf die Welt, seiner Ausbreitung und Anerkennung in immer weitern Kreisen Vorschub geleistet. Denn unter den mancherlei Hemmnissen, die den Siegeszug des christlichen Glaubens stören, steht obenan das engherzige Gebahren derer, die diesen Glauben vertreten. Warum verknüpft sich noch heute am Tage mit der Vorstellung bewußter, ausgeprägter und ausgesprochener Frömmigkeit so leicht die andre vom scheinheiligen Wesen? Weil es je und je Christen gegeben hat, die trotz Matth. 6, 16 „wenn ihr fastet, sollt ihr nicht sauer sehen wie die Heuchler," im Hängen des Kopfes und Sauersehn, in unfrohen und unfreundlichen, herausfordernden und ausschließenden Kundgebungen das angemessene Widerspiel ihres Innern darzubieten meinten. Das aber stößt von vornherein zurück, das entfremdet uns gerade die aufrichtigen, wahrheitsuchenden Gemüter. Das macht auch Unlust zum Christentum selbst, als sei es schließlich nur leerer Brauch, nur Handgeberde und Hauch des Mundes. Selig sind die Einfältigen, denn sie werden Viele zu Christo führen.

Bedarf es noch einer ausdrücklichen Erklärung darüber, daß innerhalb dieses Gedankenganges kein Raum für die Grundsätze der Weltflucht, geschweige der Weltverachtung ist? Wohl aber muß Raum sein für das Wort des Herrn: Aergert dich dein rechtes Auge, so reiß es aus und wirf es von dir. Und es wird Raum sein für eine Haltung des Lebens, die wir als christliche Askese zu bezeichnen pflegen. Nur darf sie ja nicht ins Allgemeine gehn und sich als das gründlichere oder grundsätzlichere Christentum behaupten. Wo sie aber Sache persönlicher Lebenserfahrung ist oder als Gnadengabe auftritt, da

heißen wir sie brüderlich willkommen. Viele Wege führen nach Rom, sagt das gemeine Sprichwort, und zum Himmelreich sollte nur einer führen? Es sollte nur eine einzige Art und Weise geben, sich mit der vergänglichen Welt zu stellen? und in ihr zurechtzufinden? Ehre den Klosterbrüdern aller Zeiten, sofern sie reines Herzens waren! Und Niemand wird Tersteegens Abendlied verschmähen, wenn er gleichsam das Glöcklein zieht: Kommt, Kinder, laßt uns gehen! sondern ein Heimweh in sich nähren nach jener ewigen Welt. Was wir hassen ist die Regel, die Einer dem Andern aufzwingen will, ist das Joch der Unfreiheit, die Last der Unpersönlichkeit. Das Gesetz richtet Zorn an, und was nicht aus dem Glauben kommt, das ist Sünde.

Hier stehen wir vor den feinsten Verästelungen des Themas vom Christen und der Welt, die Jeder zunächst ganz allein mit sich selber abzumachen hat, und wo ihn nur die Rücksicht auf schwache Brüder und ihre thörichten Nachahmungsversuche bestimmen oder einschränken darf. Je freier aber der Standpunkt ist, den wir vertreten, desto mehr drängt sich uns das Schlußgebet des 139. Psalms auf die Lippen: Erforsche mich, Gott, und erfahre mein Herz, prüfe mich und erfahre, wie ich es meine. Und siehe, ob ich auf bösem Wege bin, und leite mich auf ewigem Wege.

Scholz

Zur Würdigung Sören Kierkegaards

Eine Entgegnung mit Nachschrift

Es ist gewiß für viele Leser der Christlichen Welt eine Freude gewesen, daß Paul Graue es endlich gewagt hat, eine eingehende Würdigung von Sören Kierkegaards Angriff auf die Christenheit zu veröffentlichen.*) Denn bisher ist dies wunderbare Buch, eben weil seine Besprechung ein Wagnis genannt werden muß, ein Rührmichnichtan auch für solche Blätter gewesen, die sich sonst ein neues bedeutendes Werk nicht so leicht entgehen lassen. Kein Wunder bei einer Persönlichkeit, der gegenüber auch ein Mann wie Graue, der sich viele Jahre lang eingehend mit ihr beschäftigt hat, aussprechen muß, er sei weit davon entfernt zu meinen, daß er Kierkegaard befriedigend verstanden habe, während er doch zugleich mit dem Bekenntnis hervortritt, daß für seine eigne religiöse Entwicklung die Bekanntschaft mit Kierkegaard ein entscheidendes Ereignis gewesen sei, dem er bis heute Nichts an die Seite zu stellen habe.

Auch ich habe mich viele Jahre lang mit Kierkegaard beschäftigt, habe um seinetwillen mir sogar die dänische Sprache notdürftig angeeignet und außer den in deutscher Uebersetzung erschienenen Werken auch einige andre im Original gelesen; und ich muß ebenfalls bekennen, daß ich einen tiefen Eindruck und eine kräftige Anregung für mein inneres Leben von dieser gewaltigen Persönlichkeit gewonnen habe. Ja ich glaube sogar ihn verstanden zu haben und fühle mich gedrungen, zur bessern Würdigung des großen Mannes Einiges hier beizutragen, weil Graue ihm meiner Ansicht nach nicht durchaus gerecht geworden ist.

Ein Mißverständnis scheint mir sowohl bei Graue als auch bei Schrempf vorzuliegen, wenn von einem Angriff Kierkegaards auf die Christenheit die Rede ist. Kierkegaard hat durch seine Schriftstellerei und auch durch seine agitatorische Thätigkeit gegen das Ende seines Lebens keineswegs die Christenheit angreifen wollen, sondern er hat nur in kluger Ueberlegung und liebevoller Erwägung die ihm zu Gebote stehende Genialität angewandt, um zunächst die dänische Geistlichkeit und dann überhaupt die kirchlich gesinnten denkenden Mitglieder der dänischen Landeskirche seiner Zeit zu dem Zugeständnis zu bewegen, daß offizielles und wirkliches Christentum graduell von einander verschieden sind, daß ein Pfarrer oder Bischof als solcher noch kein Wahrheitszeuge, daß ein Getaufter als solcher noch nicht ein Christ im wahren Sinne des Wortes genannt werden kann. Die bestehende Christenheit hat Kierkegaard damit nicht angreifen, sondern vielmehr vertiefen und stärken wollen. Er

*) Vgl. Nr. 7—9.

ist ein Bußprediger im höhern Stil und muß als solcher verstanden werden.

Dann verfällt man auch nicht in den Irrtum, von Gedanken zu reden, für deren praktische Geltung in der Christenheit Kierkegaard gekämpft haben soll. Kierkegaards Gedanken waren ihm Pfeile, für einen besondern Schuß geschärft und auf ein besondres Ziel gerichtet.

Ein Gedankensystem hat Kierkegaard geradezu verabscheut. Man könnte vielleicht eine Menge Widersprüche in seinen Schriften finden, etwa wie in Luthers Schriften. Aber wie bei diesem, so lösen sich auch bei Kierkegaard alle Disharmonien schließlich auf in den gewaltigen, klangvollen Akkord einer großen Persönlichkeit.

Wie er aber selbst eine Persönlichkeit war im vollsten Sinne des Wortes, so hat er auch nur vor Persönlichkeiten sich gebeugt, nicht vor Gedankengängen. Gedankengänge Luthers, ja sogar der Apostel kritisirt er freimütig, vor Luther und den Aposteln selbst steht er tief gebückt. Hält man dies beides nicht gehörig auseinander, so kommt man dahin, daß man von ihm sagt, was man von Luther und manchem andern großen Manne oft gesagt hat, er schwanke zwischen Demut und Hochmut hin und her und sei doch wohl im Grunde zu stolz, um ein rechter Christ zu sein; während er in Wahrheit ebenso wie Luther der demütigste Mensch von der Welt war.

Von einer Systematisirung der Gedanken Kierkegaards sollte man also absehen; man führt dadurch sich und Andre nur irre. Kierkegaard hat es übrigens selbst durch die eigentümliche Art seiner Schriftstellerei verhindert, ihn gleichsam philosophisch einzuschlachten und in die Räucherkammer eines Paragraphen zu hängen. Dies deutet Graue in seinem dritten Abschnitt auch an, macht aber, indem er im vierten Abschnitt Kierkegaard beurteilt, denselben Fehler wie die meisten seiner Beurteiler: er will die einzelnen Gedanken, die nur aus der jeweiligen Situation heraus, in der sie gesprochen wurden, verständlich sind, mit dem Netze irgend eines Systems fangen und kann deshalb dem kühnen Kämpfer nicht bis zum Höhepunkte seiner persönlichen Wirksamkeit folgen. Es geht ihm wie einem Touristen, der wohl die liebliche Gegend, aus der ein feuerspeiender Berg sich erhebt, durchwandert und dann auch den Berg selbst, wie er immer rauher und steiler wird, bis zu einer gewissen Höhe ersteigt, schließlich aber vor dem dampfenden, brodelnden Krater zurückschreckt und sich schnell wieder in die flache sichre Ebene flüchtet.

Ganz richtig wurde von Graue hervorgehoben, daß es Kierkegaard vor allem darauf ankam, die Tyrannei des Objektiven, Unpersönlichen zu brechen und dem Persönlichen zu seinem Rechte zu verhelfen. Dann aber wird die eigenartige Methode, die Kierkegaard hierbei einschlägt, nicht richtig gewürdigt, zum Teil ganz verworfen. Schließlich kommt es so heraus, daß Kierkegaard, dieser geniale geistige Registrator, die verschiednen Stadien menschlicher Wirksamkeit doch nicht richtig zu registriren verstanden hat.

Kierkegaard soll zunächst zu künstliche Paradoxien aufgestellt haben. Thatsächlich hat er mit großer Kunst die eine Grundparadoxie, auf der die ganze orthodoxe Dogmatik basirt, ins rechte Licht gestellt: die Gottheit Christi. Er hat in seiner Schrift „Ein Bischen Philosophie," von der uns Schrempf eine sehr gute Uebersetzung gegeben hat, einen Philosophen gedichtet, der mit großem Scharfsinn überzeugend nachweist, daß, wenn das „Gott war in Christo" des Apostels Paulus aufgegeben wird, das Christentum auf den Standpunkt Sokrates' hinabsinkt. Kierkegaard identifizirt sich mit diesem Philosophen nicht, denn er will sein Denken nicht durch irgend eine philosophische Methode festlegen, will sich durch Philosophie weder im Glauben bestärken noch von ihm abbringen lassen; aber er gebraucht seinen philosophischen Homunkulus doch als Hausknecht, um sich alle die losen Gesellen vom Leibe zu halten, die ihn durch Vernunftgründe von der orthodoxen christlichen Dogmatik abbringen wollen.

Wer das „Bischen Philosophie" liest und versteht, wird sich darüber klar, daß Kierkegaard das kirchliche Dogma von der Gottheit Christi und damit die ganze orthodoxe Dogmatik

keineswegs abgethan, sondern vielmehr in seiner Tiefe erfaßt und auf ein so festes Fundament gestellt hat, daß auch die historisch-kritische Wissenschaft ihm nichts anhaben kann.

In der genannten Schrift redet Kierkegaard auch von der Gleichzeitigkeit mit Christus, in die wir uns versetzen müssen, wenn wir zum Glauben kommen wollen. Diese besteht aber bei ihm keineswegs in einer deutlichen Anschauung vom „historischen Christus," wie Graue sie aufzufassen scheint. Es ist gewiß gut, eine solche zu gewinnen, und die moderne Bibelkritik hat sich hier unzweifelhaft große Verdienste erworben. Aber mag einer noch so deutlich und noch so historisch genau sehen, was an Jesu zu sehen ist, dadurch ist er doch noch nicht gleichzeitig geworden in dem Sinne, wie Kierkegaard diesen Begriff versteht. Sich in Gleichzeitigkeit mit Jesu versetzen können heißt nach Kierkegaard, in der Gegenwart für den rechten Nachfolger Jesu ein Auge haben oder unter den Zeitgenossen Jesu sich selbst den rechten Platz anweisen können.

Die Schriftgelehrten zu Jesu Zeit waren nicht fähig, sich in Gleichzeitigkeit mit den Propheten zu versetzen, sonst hätten sie Jesum wenigstens als einen Propheten anerkannt, oder hätten in denen, die einst die Propheten verfolgten, ihresgleichen gesehen. So muß einem Schriftgelehrten unsrer Tage die Fähigkeit abgesprochen werden, gleichzeitig mit Jesu zu werden, wenn er einen so treuen und bedeutenden Nachfolger des Herrn, wie Kierkegaard es war, nicht zu würdigen weiß, oder wenn er es nicht fertig bringen kann, statt in den Jüngern eher in seinen jüdischen Kollegen seine Vorgänger zu finden, deren er sich, wenn er z. B. an Nikodemus und Gamaliel denkt, gewiß nicht zu schämen braucht. Die Gleichzeitigkeit in Kierkegaards Sinne ist also nichts, was man durch Scharfsinn oder historische Forschung erreicht, sondern was nur auf ethischem Wege durch Demut und Aufrichtigkeit und eine damit verbundne richtige Einschätzung seiner selbst gewonnen wird.

Ist es nun Jemandem auf diese Weise gelungen, gleichzeitig zu werden, so wird er schon bei einer beliebigen bedeutenden Persönlichkeit Vieles finden, was er mit seinem Verstande nicht begreifen kann, ja es wird ihm gerade das, was die Eigenart, was das Wesen dieser Persönlichkeit ausmacht, ein Parador sein, das er entweder gläubig annehmen oder geärgert verwerfen muß: wie viel mehr des Paradoxen wird Jesus Jedem bieten, der mit ihm gleichzeitig geworden ist. Vor allem wird kein Verstand die Aussprüche auflösen können, durch die Jesus seiner Person eine Ausnahmestellung vor allen Menschen anweist, ja sich ganz aus der Entwicklung des Geschlechts herauslöst. Hier ist der Punkt, wo die orthodoxe Dogmatik einsetzt. Sie ist ein gewaltiger Baum, der aus der Wurzel der Paradoxie von der Ausnahmestellung Christi herausgewachsen ist.

Mag die moderne Theologie nun diesen Baum immerhin fällen, sie schafft damit seine Wurzel, das Paradox, nicht weg. Es bleibt in Jesu Etwas, das über den menschlichen Verstand hinausgeht und das ihn doch gerade erst zur eigenartigen Persönlichkeit macht. Denn was wir an ihm erkennen, das sind wir, was übrig bleibt, ist er selbst, der Gottessohn.

Dies Paradox ist für den, der gleichzeitig wird, immer wieder da und zwingt ihn, entweder sich zu ärgern oder zu glauben. Im erstern Falle wird dann Jesu Person so weit zugestutzt, daß sie zur Not in das sündige Geschlecht hineinpaßt, etwa als seine vollkommenste Blüte oder seine reifste Frucht. Andernfalls wächst aus der Wurzel der Paradoxie die Dogmatik wieder hervor, und man staunt, wie scharfsinnig, wie groß doch die alten orthodoxen Dogmatiker gewesen sind.

Der moderne Orthodoxe lebt nun freilich gern als ein leichtsinniger, flüchtiger Vogel in den Bäumen der alten Dogmatik und läßt es sich dort im ganzen recht wohl sein; das will Kierkegaard erst recht nicht gelten lassen. Ja gerade auf die geistlose, ihrer selbst allzugewisse Buchstabenorthodoxie, wie er sie in der dänischen Kirche vielfach antraf, hat er es vor allem abgesehen. Er wird nicht müde, sie auf alle mögliche Weise zu beunruhigen und dahin zu bringen, daß sie zur Wurzel, dem Paradox, hinabgeht, daß sie sich mit den rechtgläubigen Juden zu Jesu Zeit auf gleiche Stufe stellt und nun erst einmal zusieht, ob sie in Gleichzeitigkeit vor den wirklichen Rabbi

von Nazareth gestellt an dem Aergernisse vorbeikommt und mit Furcht und Zittern, aber doch mit Freudigkeit den Glauben wählt und in ihm dann die Dogmatik frei übernimmt, beherrscht und als Handwerkszeug gebrauchen lernt.

Man sieht, daß es Kierkegaard verstand, den rein wissenschaftlichen Standpunkt sowohl der modernen als auch der orthodoxen Theologie zu erschüttern und beide auf das Meer des persönlichen Glaubens zu bringen, wo man „über einer Tiefe von 1500 Faden" schwimmen und Wasser treten muß, bis man durch den Tod ans sichre Ufer gesetzt wird. Von allzu künstlichen Paradoxien kann hier also keine Rede sein, wohl aber von einer großen Kunst, mit der Kierkegaard das rechte Mittel gefunden und angewandt hat, den objektiv-wissenschaftlichen Standpunkt — in einen persönlichen umzuwandeln bei solchen, die Lust und Liebe zum Denken haben und deshalb leicht im Denken hängen bleiben und zum Handeln nicht kommen.

Eine ähnliche Gefahr hat er auch bekämpft bei den Künstlern und Kunstliebhabern.

Graue sagt, Kierkegaard sei einseitig verfahren in seiner „Verwerfung" der Kunst und Kontemplation; das ist ein Mißverständnis. Kierkegaard verwirft die Kunst nicht, das geht schon deutlich genug hervor aus einigen Stellen, die Graue selbst in seinem dritten Abschnitt anführt. Die Kunst ist in Kierkegaards Augen hiernach eine Abschwächung der Wirklichkeit, die wir in unsrer Schwachheit noch nicht entbehren können; der Dichter rührt durch die Ideale u. s. w. Es wird also der Kunst der ihr zukommende Wert keineswegs abgesprochen und Kierkegaard würde das, was Graue von ihrer Wirkung sagt, bereitwilligst zugeben, ja er würde noch ein ganz andres Loblied auf die Kunst singen, wenn es ihm darauf ankäme, von ihrer allgemeinen Bedeutung für die Menschheit oder von ihrer propädeutischen Bedeutung für das Christentum zu reden. Aber er kennt keine höhere und schönere Aufgabe als die, jedem Menschen, also auch dem Künstler, zu helfen, daß er zum persönlichen Leben kommt und in diesem gefördert wird. Daraus erklären sich alle jene Aussprüche über die Kunst, die einer Geringschätzung oder gar Verwerfung derselben ähnlich sehen könnten. Kierkegaard sagt zum Künstler etwa: Deine Kunst hat keinen Wert, ja ist schädlich für dich, wenn du darin stecken bleibst und das, was du so schön in Marmor, oder durch Farben, oder mit Worten darstellst, nun nicht auch verwirklichen willst in deinem eignen Leben. Und zum Kunstliebhaber, der etwa ein Christusbild bewundernd bis in den Himmel erhebt, oder zum Kirchgänger, der von einer künstlerisch schönen Predigt gerührt ist, sagt er: Halte dich hierbei nicht auf, gehe schnell zum Handeln über, denn das Gute will Nachfolger und keine Bewundrer. Wer bewundert, wo er handeln kann, will sich nur durch das Bequemere vom Beschwerlichen loskaufen.

Kierkegaard redet aber nicht bloß so, er handelt auch dementsprechend. Er ist selbst ein künstlerisches Genie erster Größe, vielleicht kein geringeres als Goethe; aber er sieht seine eigentliche Lebensaufgabe nicht darin, dieses Genie auf jeden Fall und mit allen Kräften auszubilden, mag darüber auch die Seele Schaden leiden, sondern er hält die Ausbildung seines reichen Selbst zu einer sittlich-religiösen Persönlichkeit für durchaus wichtiger und gottwohlgefälliger als eine bloße Künstlerlaufbahn und handelt konsequent nach dieser Einsicht. Er stellt also nicht sein Christentum in den Dienst seines Genies, sondern macht umgekehrt mit großer Energie und Selbstverleugnung sein Genie zum Diener seines durchaus praktischen Christentums, d. h. seiner vom Geiste Christi beseelten Liebesthätigkeit, und reift hierdurch zum Wahrheitszeugen, ja zum Propheten heran. Auf diese Weise wird er auch zum rechten Nachfolger dessen, der seine göttliche Begabung nicht festhielt wie einen Raub, sondern sich selbst entäußerte und Knechtsgestalt annahm, auch Leiden und Kreuz nicht scheute, um das, was er hatte, nicht bloß sich und einigen vornehmen Geistern oder der Menschheit zu gute kommen zu lassen, sondern es im besten Sinne des Wortes populär zu machen und jedem Einzelnen, in welcher Lebenslage er sich auch befände, Gelegenheit zu geben, das höchste und reichste Leben in sich aufzunehmen. Denn nach diesem Vorbilde hat sich auch Kierkegaard mit seinen Gaben nicht exklusiv verhalten

und ist dadurch reich und mächtig geworden auf Erden, wie dies sonst die Regel ist bei einem Genie, sondern er hat seine Gaben als Werkzeug gebraucht, um jedem seiner Mitmenschen als Einzelnem in Wahrheit zu dienen, d. h. ihm zum persönlichen Glaubensleben zu verhelfen.

Eine Verwerfung der Kunst kann man in solchem Verhalten nicht finden, und ebensowenig stehen sich nach Kierkegaard weltliche Kultur und Christentum feindlich gegenüber. Feindlich wird die weltliche Kultur nach ihm nur, wenn wir uns von ihr so sehr einnehmen lassen, daß wir darüber das sittlich-religiöse Handeln vergessen oder doch unsre Persönlichkeit in den Dienst der Kultur stellen, statt umgekehrt die Kultur in unser persönliches Leben, so weit es geht, aufzunehmen.

Kierkegaards Entweder-Oder bleibt also voll und ganz in seinem Rechte, denn die Persönlichkeit entwickelt sich thatsächlich nur durch freie Entscheidungen. Für die Basis unsers persönlichen Einzellebens, für unsre Natur giebt es ein Sowohl-Alsauch, ein Nebeneinander- und Ineinanderwirken verschiedner Momente; aber die Persönlichkeit selbst, d. h. das, was ich von meiner Natur, meinem anerschaffnen Charakter in Freiheit „wähle" und übernehme, wird immer wieder vor ein Entweder-Oder gestellt, bis ich auf dem Höhepunkt meines persönlichen Lebens angekommen bin.

Je näher einer aber zu diesem Höhepunkt hinankommt, desto näher liegt ihm auch die letzte Krisis: das Endgericht, der jüngste Tag.

Hiermit komme ich zu dem letzten unberechtigten Einwand, den Graue gegen Kierkegaard erhebt. Er wirft ihm vor, daß er den Fortschritt verkennt, den das Christentum seit dem apostolischen Zeitalter gemacht habe. Er sei stehen geblieben bei der irrtümlichen Stellung der Urgemeinde zur Weltentwicklung, die sich daraus erkläre, daß die ersten Christen, ja teilweise auch Christus selbst und die Apostel in dem Irrtum befangen gewesen wären, das Ende der Welt stünde ganz nahe bevor.

Aber hat sich Christus, hat sich die Urgemeinde wirklich hierin geirrt? Ja, wenn die Ewigkeit einfach eine Fortsetzung der Zeit wäre, sodaß der jüngste Tag durch einen Schnitt oder Knoten bezeichnet werden könnte! In Wahrheit ist die Ewigkeit nicht die Fortsetzung, sondern die Vollendung, die Fülle der Zeit. Sie ist das große Meer, dem jedes Menschenleben zufließt, und in das es schließlich, es mag verlaufen, in welcher Zeit es will, mündet. Immer aber, wenn diese Mündung sich durch den Tod vollzieht, ist für den Sterbenden auch der jüngste Tag, die letzte Krisis, da. Denn die Ewigkeit ist nach Kierkegaard das Gericht. Je geförderter nun ein einzelner Christ ist, desto näher sieht er den jüngsten Tag vor sich, desto schneller sieht er hinweg nicht bloß über seine eigne Lebenszeit, sondern auch über die 50 bis 10000 Jahre, in denen auf dieser Erde vielleicht noch Menschen geboren werden und sterben, desto mehr sinkt für ihn die geologische, historische und philosophische Entwicklung dieses Aeons in ihrer Bedeutung herab. Was soll denn auch diese Entwicklung, was soll die ganze Verkirchlichung des Christentums weiter bewirken, als dies eine: jeden einzelnen Menschen, den Gott zur Vollkommenheit geschaffen hat, durch alle Stadien des persönlichen Lebens hindurch zu Christo zu führen, der mitten in der Zeit ein rein persönliches ewiges Leben gelebt hat.

Ist einer aber zu Christo gekommen, sodaß er wirklich von seiner Person ergriffen ist, dann kümmert er sich wohl um der Andern willen noch um die zeitliche Entwicklung, so wie die Eltern sich um das Spiel ihrer Kinder bekümmern, ja er kann, wenn er hochbegabt ist, nun gerade erst recht intensiv auf die Zeit wirken, wie ja auch die Eltern das Spiel der Kinder beleben und in die Richtung auf den Ernst lenken können; aber für seine Person hat er nichts mehr zu thun mit dem Zeitlichen, sondern wendet sein Herz rein zur Ewigkeit. Dann steht für ihn der jüngste Tag nahe bevor, denn im Verhältnis zur Ewigkeit sind tausend Jahre wie ein Tag. So und nicht anders ist es zu erklären, wenn ein Paulus, ein Luther, ein Kierkegaard u. a. — ganz abgesehen von Jesus selbst — sagten, das Ende der Dinge sei nahe herbeigekommen, und sich dementsprechend persönlich zur Welt stellten. Haben Viele sie hierin

mißverstanden, so mag Graue den daraus entsprungnen Irrtümern gegenüber mit seinen Ausführungen über die zeitgeschichtliche und kirchliche Entwicklung des Christentums ganz recht haben; einem so weit geförderten Christen wie Kierkegaard gegenüber ist er im Unrecht.

Ein solcher Riese kann, genau genommen, von uns ebensowenig übersehen werden wie Gulliver von den Liliputanern. Wer das unternimmt, ist schon auf dem Wege, sich an ihm zu ärgern wie Bischof Martensen und alle die unter seinen Zeitgenossen, die ihn zuerst vorschnell beurteilt, dann vornehm ignorirt und zuletzt auf das schlimmste verdächtigt und verleumdet haben.

Vielmehr müssen wir, die wir weder so hoch begabt noch vor allem so weit im Christentum gefördert sind wie er, uns von ihm richten lassen wie von einem Propheten. Denn ein Prophet ist er und nichts Geringeres, weil sich Genie und Frömmigkeit in ihm auf das schönste verbinden, und wer ihn als solchen anerkennt, der hat zwei Wege vor sich, die er gehen kann, von denen er einen gehen muß.

Ist ein solcher Jünger Kierkegaards hochbegabt und in seinem persönlichen Leben stark und reif, dann wird er sich getrieben fühlen, einen entscheidenden Schritt zu thun, um ganz in des Meisters Sphäre hineinzudringen. Christoph Schrempf hat das gewagt, und zwar schon zweimal. Er ist zuerst um des Gewissens willen aus seinem Pfarramte geschieden und hat dann, wie es anzunehmen ist, ebenfalls um des Gewissens willen die Redaktionsstube verlassen. Wird er noch weiter den Weg Kierkegaards gehen können und wollen und aus einem Schriftsteller im wahren Sinne des Wortes, wie er es in der „Wahrheit" mit Glück zu sein versucht hat, und wie Kierkegaard es die meiste Zeit seines Lebens war, ein Ankläger werden und die Geißel schwingen, wie Kierkegaard es zuletzt gethan hat?

Der andre Weg ist der, den Graue nicht gern einem Orthodoxen zutrauen möchte, den aber gewiß schon mancher gegangen ist. Es ist der Weg aufrichtiger Buße, in der man Kierkegaards Anklagen über sich ergehen läßt wie einen Guß kalten Wassers, jeglichem Stolz Valet sagt, mit vor Gott gebrochnem Herzen in seinem Stande bleibt, sich nach Kräften bemüht, das Gute zu thun und bei alledem als ein wirklicher und nicht nur künstlicher Sünder zur Gnade flieht, die ja um so größer wird, je mehr die Sünde auf unser Gewissen fällt.

Wer diesen Weg gefunden hat, dem wird und bleibt Kierkegaard, nachdem er ihm zuerst ein strenger Richter gewesen ist, ein lieber Freund, der ihn immer tiefer in die Schrift und immer näher zum Heiland führt nach Art Johannes des Täufers, mit dem man ihn wohl vergleichen kann. Denn auch über Kierkegaards Leben paßt schön als Motto das Wort:

Er muß wachsen, ich aber muß abnehmen.

Franz Gieseler

Nachschrift

Der Herausgeber dieser Zeitung hat die Freundlichkeit gehabt, den vorstehenden Aufsatz über Kierkegaard vor seiner Veröffentlichung mir zuzusenden. Es freut mich, daß die Frage nach der Bedeutung Kierkegaards für die Kirche auch von andrer Seite beantwortet wird. Die Auffassung Gieselers ist im wesentlichen die seit langem in Deutschland auf höchst verdienstvolle Weise von Bärthold vertretene. Ich achte sie hoch. Und ich kann zum Teil in Gieselers Ausführungen keine Widerlegung, sondern nur eine Ergänzung und Nüancirung meines Aufsatzes, der ja auf Vollständigkeit keinen Anspruch gemacht hat, erblicken. Dennoch ist klar, daß die Stimmung beider Beurteilungen eine verschiedne ist. Meinerseits habe ich moderne Ueberzeugungen teils philosophischer, teils historischer Art, die mir feststanden und feststehen, vermitteln müssen mit der prophetischen Lebensfülle Kierkegaards. Diese Vermittlung ist gewiß unvollkommen geblieben. Es ist schwer, die persönliche Genialität Kierkegaards so loszulösen von der Dogmatik, für die er gekämpft hat, daß doch seine originale Eigenart dabei erhalten bleibt. Aber an sich bleibt diese Vermittlung gerade für eine künftige allgemeine Schätzung und Wirkung des dänischen Propheten eine hohe Aufgabe für christliches Handeln und Denken. Es wird doch

nicht widerlegt werden: daß Kierkegaard in seiner intensiven Betonung der Ewigkeit das Recht der Zeitlichkeit nicht genügend gewahrt habe, daß seine eschatologische Geringschätzung der menschlichen Geschichte, mag sie Staatengeschichte, Kirchengeschichte, Kulturgeschichte oder sonstwie heißen, nicht die letzte Lösung der hier vorhandnen Fragen sein kann. Seine religiöse Leidenschaft ist zu sehr ein verzehrendes Feuer der Vernichtung gewesen, nicht die Alles belebende, diese Erde fruchtbar machende Sonne. Wir aber brauchen Sonne. Wir brauchen einen Himmel, der die Erde liebt. Wir brauchen ein Christentum, das die Geschichte, die rechte Kultur, die Wissenschaft, die Kunst nicht nur duldet, sondern um ihrer selbst willen fördert, den Bund zwischen allen berechtigten Seiten des Daseins ohne Verkürzungen und falsche Isolirungen. Mit solchen Bemerkungen soll Kierkegaard nicht „abgethan" sein. Er ist größer, als wir alle. Auch unsre Kritiken machen ihn nicht kleiner. Es thut mir leid, wenn meine Darstellung den Eindruck mangelnder Ehrerbietung gemacht hat, die meinem Wesen fremd ist. Aber nicht dann sind wir Jünger Kierkegaards, wenn wir uns ihm bedingungslos ergeben. Er wollte „Einzelne" erziehen, die sich ihre geistige Selbständigkeit wahren, auch ihm gegenüber, seine Person wie seine Gedankengänge angesehen. Diese geistige Unabhängigkeit der freien christlichen Persönlichkeit bedeutet für mich das höchste Verständnis Kierkegaards. Ich habe es besonders durch Schrempf gewonnen, dem ich dafür danken werde allezeit. Aber ich kann, gerade weil ich diese Unabhängigkeit gewonnen habe, weder den Weg Schrempfs gehen, noch den Weg Gieselers; dort ist mir zu wenig Kirche, hier ist mir zu wenig Evangelium. Es muß wohl noch mehr wie zwei Wege geben, auf denen man mit Kierkegaard gehen kann. Man erlaube mir, meinen eignen Weg zu gehen, einen Weg, der sich nicht in dem Maße auf die „flache, sichre Ebene" beschränkt, wie der Verfasser annimmt. Jeder in seiner Art! Wenn Jeder mit ernster Seele wandert, mit täglichem Glauben und täglicher Buße, dann werden wir uns zuletzt in Gott wiederfinden. Paul Graue

---

Die Frankfurter Kirchen zur Zeit des Parlaments 1848 und 1849

1

Der Name der Frankfurter Paulskirche ist gegenwärtig in aller Munde. Um so näher liegt es, das Schicksal dieses Gotteshauses in jener bewegten Zeit einmal genauer zu verfolgen. Aber nicht die Paulskirche allein ist in die stürmische Brandung jener Tage hineingezogen worden, auch andre Frankfurter Kirchen, die Katharinen-, die Dreikönigs- und die deutsch-reformirte Kirche wurden mehrfach zu politischen Versammlungen gefordert und bewilligt. Ja fast alle evangelischen Gotteshäuser wurden von der Unruhe der Parlamentszeit irgendwie mitberührt. Also nur die katholische Gemeinde ist von jedem störenden Eingreifen in ihr gottesdienstliches Leben damals verschont geblieben.

Es sollen nun im Folgenden vor allem die jeweiligen Verhandlungen im Schoße des lutherischen Gemeindevorstands über die Bewilligung von Kirchen zu politischen Zwecken in den Jahren 1848 und 1849 dargelegt werden. Wir schicken aber einige allgemeine Betrachtungen voraus. Als Motto stellen wir ein Wort voran, das der ehemalige Frankfurter Pfarrer Steitz einmal geschrieben hat bezüglich der Aufgabe des Dogmenhistorikers: „Die Geschichte soll weder gepriesen, noch beklagt, sondern begriffen werden."

Es gab eine Zeit, in der man kirchlicherseits vielfach die Paulskirche wegen ihrer Beziehung zur Parlamentszeit als entweiht betrachtete, weil man in dieser ganzen Zeit nur eine unheilvolle Episode der deutschen Geschichte erblickte. Nachdem nun fünfzig Jahre verflossen sind, ist das Urteil fast allseitig ein abgeklärteres geworden. Was die unleugbaren Ausschreitungen jener Tage angeht, so sagt sich der Geschichtskundige, daß selten nur ein ganzes Volk in glühender Begeisterung sich erhebt, ohne daß zugleich Geister aus dem Abgrunde emportauchen und auf dem Plane erscheinen, um mitzuraten und mitzuthaten, damit das „süße Engelsbild," nach dem die Edelsten sich sehnen, in

ein wüstes Zerrbild sich umgestalte. Man gesteht aber wenigstens das Eine jetzt zu, daß die Parlamentszeit trotz vieler Schwächen, die ihr zweifelsohne anhafteten, für die deutsche Einheitsbewegung von hervorragender Bedeutung gewesen ist, selbst wenn man den freiheitlichen Idealen des „tollen Jahres" nicht sympathisch gegenübersteht. In dieser einen Beziehung dürfte kaum ein geschichtlich unterrichteter Deutscher mehr das Jahr 1848 als einen bloßen verhängnisvollen Zwischenfall ansehen; vielmehr wird es als bedeutsames Glied einer historischen Entwicklung zu betrachten sein, das sich nicht herausbrechen ließe, ohne die Kette selbst zu zerstören.

Professor Beyschlag schreibt darüber in seiner Selbstbiographie:

> Es ist hinterher Mode geworden, von dem Frankfurter Parlament geringschätzig zu reden; aber es war so sehr die Ratsversammlung der Besten, die Deutschland zur Zeit besaß, daß für den gleichzeitigen konstituirenden Landtag in Preußen fast nur untergeordnete Kräfte übrig geblieben waren. — Auch so wie es war, als treues Spiegelbild des deutschen Wesens in seinen starken und seinen schwachen Seiten, hat es, so viel an ihm war, das Vaterland gerettet. — Wenn es hernach ihm unüberwindlichen Mächten erlegen ist, so hat es doch ein Geisteserbe hinterlassen, das an derselben Stelle, die es damals verschmähte, einmal hat angetreten werden müssen.

2

In einer Zeit, in der Nüchternheit und Interessenpolitik, Opportunismus und Kleinkrämerei die Signatur bilden, ist es allerdings nicht leicht, sich in die stürmische Begeisterung zu versetzen, die in jenen Märztagen ganz Deutschland durchwehte. Man erwartete Unaussprechliches von der nächsten Zukunft, man setzte das ganze Vertrauen auf die in Aussicht stehende gemeinsame Beratung der tüchtigsten Männer der Nation, da man erst in bittrer Schule die Lektion lernen mußte, daß Gelehrsamkeit und Geistreichtum, Pathos und Beredsamkeit nicht ausreichen, um die Geschichte eines Volkes in neue Bahnen zu lenken. In Frankfurt war natürlich die Begeisterung doppelt groß, da die Rolle, die der Vaterstadt in dieser wichtigen Zeit zufiel, das Interesse der Bürger mächtig steigern mußte. Ein Mann, der zur Zeit des Vorparlaments in Frankfurt geweilt hat, schrieb später über diese Zeit (Gegenwart 5, 384):

> Man muß damals in Frankfurt gewesen sein, um sich das Walten des frischen Geistes, der, wie der Frühling selbst, unter allen Stürmen mild und belebend hervordrang, recht anschaulich machen zu können. Alle Geister waren rege, alle Gefühle in Einem Brennpunkt vereinigt; man lebte auf in neuer Hoffnung, und die Besorgnisse, die man empfand, steigerten den Mut, die Kraft und die Hingebung für das Vaterland.

Originell hat sich auch Robert Blum in einem Briefe an seine Gattin über diese bewegten Tage ausgesprochen:

> Ich bin wie ein Mensch, der durch fortwährendes Trinken sich vor dem Katzenjammer schützt; diese Aufregung Tag und Nacht reibt auf. Aber sie ist süß, bezaubernd, schwelgerisch, wie ein Champagnerrausch. (Hans Blum, Die deutsche Revolution, S. 221.)

Die Stimmung der Frankfurter Bürgerschaft selbst tritt uns lebendig in dem Aufrufe des Festkomitees „An die Bewohner Frankfurts" vom 25. März 1848 entgegen, der mit folgenden Worten beginnt:

> Vier in der Weltgeschichte ewig denkwürdige Wochen sind dahingeschwunden. Sie haben Ereignisse herbeigeführt, die die Verhältnisse Europas von Grund aus umgestalten. In Schutt und Trümmern liegt das Gebäude einer völkerfeindlichen Vergangenheit, und der Ostertag der Menschlichkeit, der Gerechtigkeit, der Freiheit, er naht heran. Auch unser Vaterland erholt sich, ein Phönix, aus der Asche einer tiefen Entwürdigung. Das Volk hat seine Zukunft in die Hand genommen und beginnt sie zu gestalten u. s. f.

Ließ also die allgemeine Begeisterung, mit der man den kommenden Dingen entgegenblickte, die Bewilligung der Kirche zu politischen Zwecken begreifen, so ist noch weiter zu beachten, daß kirchlicherseits wenig Widerspruch dagegen zu erwarten war. Die deutsch-katholische Bewegung hatte gerade in Frankfurt einen großen Einfluß ausgeübt, und je mehr deren Führer im Jahre 1848 an den politischen Kämpfen in hervorragender Weise sich beteiligten — wie ein Ronge und Robert Blum —, desto mehr mußte denen, die bewundernd zu ihnen aufschauten, auch die Bewilligung der Kirchen zu parlamentarischen Zwecken unanstößig erscheinen. In diesem Sinne hatte besonders das „Montagkränzchen" in Frankfurt einen großen Einfluß ausgeübt,

dessen Mitglieder vielfach der freireligiösen Gemeinde angehörten oder für sie begeistert waren. Dazu kommt, daß in den Städten und Dörfern der nahen Wetterau beständig die Gotteshäuser zu Volksversammlungen benützt wurden, besonders in Gießen, wo es allerdings öfter zu recht anstößigen Szenen kam, die zur Warnung hätten dienen können. Was die Geistlichen angeht, so hatten sie nach der damaligen Verfassung weder Sitz noch Stimme in der Gemeindevertretung; doch würde auch ihr Votum wohl wenig geändert haben. Einzelne teilten die allgemeine Stimmung, andre erhoben wenigstens nicht energischen Widerspruch, wie es in der gleichen Zeit von Harleß in München und Ahlfeld in Leipzig geschah, die mit großer Entschiedenheit von der Kanzel herab ihren Bedenken gegen den damaligen Zeitgeist Ausdruck verliehen. Im lutherischen Konsistorium hatte besonders der rationalistisch gesinnte Pfarrer Friederich hohen Einfluß, der seiner Sympathie für das Vorparlament in einer Predigt am Sonntag Lätare den 2. April in der Katharinenkirche durch einen Festgruß, „den Abgeordneten Deutschlands in unsrer Stadt geweiht,“ in begeisterter Weise aussprach:

Wir haben binnen wenigen Wochen geistig Jahrhunderte durchlebt. Und darüber sollen wir unsre Freude, als Menschen, Staatsbürger und Christen nicht laut werden lassen? Allerdings, könnten mir Manche unter euch erwidern: aber nur nicht hier, in dem Hause des Herrn, dessen geheiligte Räume nur den höhern Angelegenheiten der Religion geweiht sein sollen! Allein ist denn nicht die Wiedergeburt des Volkes zum Bessern, ist nicht sein Erwachen zu Licht und gesetzlicher Freiheit, zu Wahrheit und Recht und hauptsächlich zu gleicher Anerkennung aller religiösen Bekenntnisse die höchste Angelegenheit des geistig und staatlich neugebornen und dadurch auch sittlich religiös veredelten Menschen, mit einem Worte, des Christen?

Diese Worte und ebenso die von demselben Geistlichen gehaltene Osterpredigt über das Thema: „Friede sei mit Euch!“ spiegelten getreu die Stimmung wieder, die damals auch die meisten noch kirchlich gesinnten Gemeindeglieder beseelte. Zurückhaltender war allerdings die Stellung von Pfarrer Konrad Kirchner, der auch einige Predigten in dieser bewegten Zeit erscheinen ließ. In einer Predigt vom 12. März 1848 über Joh. 8, 36: „So euch nun der Sohn frei macht, so seid ihr recht frei,“ hat er gesagt:

Freiheit ist das Losungswort der Zeit. Es wird umhergetragen, hier mit flüsternder Scheu, hier mit offner Bestimmtheit; es wird vernommen, hier mit bangem Herzklopfen, dort mit ungestörter Lust. Es durchdringt unaufhaltsam alle Kreise der Gesellschaft; düster fühlen sich die Einen, hoffnungsmutig die Andern; aber kalt, o kalt bleiben kann Niemand.... Aber gerade da, wo Aller Herzen entzündet sind von der Glut der Aufregung, ist um so mehr zu verhüten, daß ein verdammliches Feuer der heiligen Flamme sich beigeselle; gerade da, wo unabsehbar großartige Aussichten sich geöffnet haben, ist um so mehr zu verhüten, daß auf Abwege, die statt zur Höhe des Fortschritts in die Tiefe des Verderbens führen, unser Geschlecht sich verrenne; gerade da, wo das öffentliche Leben der Völker einer glorreichen Wiedergeburt entgegengeht, ist um so mehr zu verhüten, daß Wehen eintreten, die, statt das ersehnte Kind der Freude und des Heils an den Tag zu fördern, das Grausen der Zerstörung und den Jammer der Verzweiflung bringen.

Aehnliche Töne schlug der geistvolle, auch außer Frankfurts Mauern durch seine sinnigen Dichtungen bekannte Redner in der Predigt zum zweiten Ostertage an:

Die maßlose, in heftigen Stürmen aufbrausende Gährung, aus der sich noch keineswegs ein wahrhaft erquickender und herzerfreuender Lebenswein gesondert hat; die, kaum nachdem sie beschwichtigt wurden, schon wieder aufs neue erhitzten und gehetzten Leidenschaften, deren glühender Hauch den ganzen Luftkreis der Gegenwart schwül und beengend macht; der fast überall aus den Fugen der Ordnung und den Geleisen der Gewohnheit geworfene Lauf der Dinge, der bis jetzt umsonst einem allbemächtigenden Zauberworte entgegenharrt, das da ein Halt und zugleich ein Werda gebiete — dies Alles, wir wollen es offen gestehen, giebt Grund genug, das Gemüt zu hohem Ernst zu stimmen.

So fehlte es nicht ganz an Kassandrastimmen; aber Kassandra ist nicht populär, wenn Freude in Trojas Hallen herrscht, und ihre Warnungen verklingen unbeachtet unter dem geräuschvollen Jubel der Feste.

3

Nachdem wir so versucht haben, die Stimmung in Frankfurt in den Märztagen zu schildern, wenden wir uns den Verhandlungen des kirchlichen Gemeindevorstandes zu. Am 19. März 1848 überreichten die beiden Frankfurter Rechtsanwälte Dr. Binding und Dr. Jucho als Mitglieder des Heidelberger Ausschusses, der die Vorbereitungen zum Vorparlamente zu treffen hatte, dem Gemeindevorstand eine Vorstellung, in der sie um die Benutzung der Paulskirche zu der am 31. März und 1. April in Frankfurt stattfindenden Versammlung deutscher Abgeordneter baten. Man wies darauf hin, daß man zunächst den Kaisersaal ins Auge gefaßt habe, daß aber die Zahl der Abgeordneten so groß werde, daß der Raum, den der Kaisersaal biete, nicht ausreichen dürfte. Da es ferner höchst wünschenswert sei, eine möglichst große Anzahl von Zuhörern zuzulassen, so habe man die Paulskirche, als die in jeder Hinsicht geeignetste Lokalität, in Aussicht genommen. Da der Einlaß nur gegen auszugebende Karten gestattet werden sollte, und die Gegenstände der Beratung deren Ernst und Würde schon im voraus verbürgten, werde gewiß die Benutzung der Paulskirche zu diesem nationalen Zwecke keine Bedenken finden.

Der damalige Senior des Gemeindevorstands, Dr. jur. Dancker, selbst politisch sehr interessirt, war der Zustimmung der Gemeindevertretung so gewiß, daß er nicht einmal eine Sitzung einberief, sondern die Angelegenheit kurzerhand durch ein Zirkular erledigen ließ. Er schrieb noch am 19. März den Mitgliedern des Vorstandes, nachdem er den Wunsch um Ueberlassung der Paulskirche ihnen unterbreitet hatte:

Der heilige Zweck, den diese Angelegenheit involvirt, sowie die Bestrebungen der verehrten Herren Antragsteller, der Gemeinde die erforderlichen Garantien (insoweit solche überhaupt noch begehrt werden können) zu bieten, machen uns eine prompte Erledigung zur besondern Pflicht, und ich glaube daher in Ihrer Aller Sinne zu handeln, die Abstimmung über diese Angelegenheit, die ich mir noch ganz besonders zu befürworten erlaube, mittelst dieses Zirkulars zu veranlassen.

Die Abstimmung entsprach durchaus dieser Erwartung, die Vertreter der Gemeinde erklärten sich ohne jede Ausnahme „vollkommen einverstanden“ oder „mit Freuden einverstanden.“ Selbst die konservativer Gerichteten erhoben keinen Widerspruch gegen den Beschluß.

So konnte schon am 21. März folgendes Schreiben an die Herren Binding und Jucho gerichtet werden:

Es gereicht uns zum wahren Vergnügen, Ihnen auf Ihre Eingabe vom 19. März l. J. andurch ergebenst zu eröffnen, daß wir unsrerseits die Paulskirche der am 31. März und 1. April d. J. hier stattfindenden Versammlung deutscher Abgeordneten mit Freuden zur Verfügung stellen und das an dieser Kirche angestellte Dienstpersonal von uns angewiesen worden ist, dem leitenden Komitee mit etwa von ihm gefordert werdenden Verrichtungen zur Hand zu gehen.

Am Vormittag des 31. März um halb zehn Uhr begaben sich die Mitglieder des Vorparlaments unter dem lauten Jubel der Frankfurter Bevölkerung sowohl als vieler auswärtiger Gäste und unter dem Geläute aller Glocken von dem Kaisersaale aus, wo sie zu einer vorberatenden Sitzung sich versammelt hatten, in die Paulskirche. Schwer war es für Nichtbeteiligte, einen Platz auf der Empore zu gewinnen. Der hochbetagte Mittermaier wurde zum Vorsitzenden erwählt, hatte aber bald eine schwierige Aufgabe zu bewältigen, indem um halb ein Uhr ein Straßentumult entstand, der selbst die Kirche bedrohte, sodaß die Sitzung abgebrochen werden mußte. Erst um halb zwei Uhr konnten die Verhandlungen wieder aufgenommen werden. So zeigte gleich der erste Tag in unerfreulicher Weise, daß sich in erregter Zeit auch bei gutem Willen keine Garantien für Verhandlungen, die einer Kirche würdig sind, bieten lassen. Am 3. April nachmittags fand die letzte Sitzung des Vorparlaments statt; am 4. aber wurde bereits ein Fünfzigerausschuß gewählt, der Alles für den Zusammentritt einer konstituirenden Versammlung in Frankfurt vorbereiten und inzwischen den deutschen Bundestag beraten sollte.

Am 7. April fand eine Sitzung des Gemeindevorstands statt, die der Senior mit folgender Ansprache feierlich eröffnete:

Meine Herren! Große und mächtige Ereignisse haben in den jüngst verflossenen Wochen das Leben der Völker berührt und die politischen Institutionen Deutschlands in einer Weise umgestaltet, von der wir alle wünschen und hoffen, daß sie glückliche Früchte tragen werde. Auch unsre Gemeinde und ihre Verfassung wird durch diese Ereignisse berührt. Mit der bevorstehenden Revision der bürgerlichen Verfassung ist auch für uns ein Zeitpunkt eingetreten, um unsrer Gemeinde diejenigen Rechte, deren Verleihung von jeher von dem Gemeindevorstande erstrebt, aber mannigfacher Hindernisse wegen nicht vollkommen erlangt wurde, zur Anerkennung zu bringen.

Es wurde darauf beschlossen, eine Kommission zu ernennen, um die rechtlichen Verhältnisse der lutherischen Gemeinde zu dem Staate zu prüfen. Je mehr man nun in dieser wichtigen Angelegenheit, bei der es sich besonders um Erhöhung der Dotation sowie um die Gewinnung der freien Pfarrwahl handelte, auf das Entgegenkommen des Senats zu rechnen hatte, um so mehr zeigte man sich bereitwillig, als der Senior nach Vorlegung der Aktenstücke, die die Bewilligung der Paulskirche für das Vorparlament betrafen, die Mitteilung machte, daß sehr wahrscheinlich diese Kirche für die demnächst hier zusammenkommenden deutschen Abgeordneten wieder in Anspruch genommen werde. Er stellte zugleich die Frage, ob nicht für diesen Fall die Anordnung eines Simultangottesdienstes in der Nikolaikirche vorzuschlagen sei. Der Beschluß der Versammlung ging dahin, die Paulskirche von Seiten des Vorstandes eventuell zur Benutzung der deutschen Nationalversammlung zwar zu überlassen, jedoch unter dem ausdrücklichen Vorbehalt aller dotationsmäßigen Befugnisse und Rechte. Das Konsistorium wurde sofort um seine Einwilligung ersucht. Zugleich beschloß man, den Vormittagsgottesdienst für die Paulskirche künftig um 10½ Uhr in St. Nikolai zu halten und den für diese Kirche angeordneten gewöhnlichen Gottesdienst auf acht Uhr morgens zu verlegen.

4

Aber noch ehe das Parlament seinen Einzug in die Paulskirche hielt, waren bereits einige andre Gotteshäuser für Volksversammlungen in Gebrauch genommen worden. Die erste evangelische Kirche Frankfurts, die auf diese Weise in den Strudel der politischen Bewegung gezogen wurde, war die deutsch-reformirte. Am 11. April wurden einige österreichische Abgeordnete, Schuselka, Kuranda u. A. mit in den Fünfziger-ausschuß in jenem Gotteshause feierlich aufgenommen. Bald traf die Katharinenkirche dasselbe Schicksal, aber in einer stürmischeren Weise. Am 24. April, dem Ostermontag, hatte sich eine Volksmenge zuerst in der städtischen Reitbahn (in der Taubenhofstraße) versammelt und sich dann wegen Mangels an Raum auf den Roßmarkt begeben. Als aber plötzlich Regenwetter sich einstellte, zog man kurz entschlossen in die nach einem um zwei Uhr abgehaltenen Gottesdienste noch offenstehende Katharinenkirche, ohne die Erlaubnis dazu einzuholen. Unter dem Vorsitze eines ehemaligen lutherischen Kandidaten, des Nikolaus Hadermann, entwickelten Dr. Schlemmer, Dr. Kilp u. A. ihr politisches Programm. Da diese Versammlung bis acht Uhr abends dauerte, mußte ein auf vier Uhr angesetzter zweiter Nachmittagsgottesdienst, die sogenannte Betstunde, ausfallen, auch hatten die Besucher des früheren Gottesdienstes kaum die Kirche verlassen können, da die andrängende Menge den Ausweg versperrte.

Dieser Volksversammlung folgten einige andre in lutherischen Kirchen; aber diesmal mit formeller Erlaubnis sowohl des Konsistoriums als des Seniors des Gemeindevorstandes, der die Genehmigung wegen der Dringlichkeit der Sache sofort erteilt hatte. So fand in der Dreikönigskirche eine Versammlung wegen Beratung über die Wahl eines Frankfurter Deputirten zur konstituirenden Versammlung statt. Am 25. April kam man wieder in der Katharinenkirche zusammen zu der Unterzeichnung einer Zuschrift an den Fünfzigerausschuß und ebenso am 3. Mai zu der Beratung einer Eingabe an den Senat, die Bildung eines Verfassungsrats zur Vorlage eines neuen Verfassungsentwurfs verlangte.

Dagegen war das Ansuchen, eine Arbeiterversammlung in der Katharinenkirche abhalten zu dürfen, abgelehnt worden — eine Inkonsequenz, die beweist, daß die Sympathien auf der Seite der liberalen Bourgeoisie standen, während man für die Bestrebungen des vierten Standes noch wenig Verständnis zeigte. Allerdings wäre die beabsichtigte Versammlung zweifelsohne noch etwas stürmischer als die übrigen ausgefallen, weshalb man in der Bürgerschaft die Ablehnung allgemein gutheiß; aber formell begründen ließ sich dieser Bescheid nicht, nachdem man einmal so weit nachgegeben hatte.

Gegen die häufige Benutzung der Kirchen zu politischen Zwecken erhoben sich allmählich doch Bedenken im Schoße des lutherischen Gemeindevorstandes. In der Sitzung vom 25. Mai

standen sich zwei Ansichten gegenüber, indem Einige selbst das gewaltsame Eindringen in die Katharinenkirche mit der Dringlichkeit der Sache zu entschuldigen suchten, während man von andrer Seite darauf hinwies, daß in andern Orten, wie Berlin und Paris, obwohl es auch da an geschlossenen Räumen für Volksversammlungen fehlte, doch nicht die Kirchen zu politischen Zwecken benutzt worden seien, und daß viele Gemeindeglieder an der Bewilligung Anstoß genommen hätten. Schon wurde ein Antrag gestellt, solche Versammlungen künftig überhaupt nicht mehr in den lutherischen Gotteshäusern zu gestatten — dagegen sich dafür zu verwenden, daß von Staats wegen ein eigenes Lokal für solche Zwecke erbaut werde; aber der Antrag fiel. Dagegen wurde folgender Beschluß gefaßt, der wenigstens etwas mehr Klarheit in die Sache brachte:

Volksversammlungen in den Kirchen können nur nach vorgängiger Genehmigung des Plenums stattfinden, und es ist zu diesem Zwecke für die einzelnen Fälle entweder durch Zirkular oder in einer Plenarsitzung Entscheidung zu treffen.

5

Schon einige Tage vor diesem Beschlusse war das deutsche Parlament unter großartigem Jubel in die Paulskirche eingezogen, am Nachmittage des 18. Mai. Zuerst hatte sich noch einmal der Fünfzigerausschuß um drei Uhr nachmittags versammelt, um sich förmlich aufzulösen, und dann begaben sich die von der Nation erwählten Vertrauensmänner entblößten Hauptes aus dem Römer über den Römerberg und die Neue Kräme nach dem Westportal der Paulskirche unter dem Geläute aller Glocken und dem Donner der Kanonen. Die Kirche selbst war für den Zweck, dem sie dienen sollte, in mancher Hinsicht umgewandelt worden. So hatte man die Orgel durch eine gewaltige Wand verdeckt, auf der ein Kolossalgemälde der Germania angebracht war.

Zwei Inschriften hinter der Rednertribüne gaben den hohen Erwartungen Ausdruck, die man dieser Elite deutschen Geistes entgegentrug:

1. Des Vaterlands Größe,
   Des Vaterlands Glück,
   O schafft sie, o bringt sie
   Dem Volke zurück.
2. O walle hin, du Opferbrand,
   Weit über Land und Meer,
   Und schling ein einig Liebesband
   Um alle Völker her!

Der Altar war beseitigt; an seiner Stelle stand der Stuhl des Präsidenten, an dem die Rednertribüne sich befand. Die Schriftführer saßen in der Nähe der Rednertribüne, die Abgeordneten verteilten sich im Innern der Kirche. Wie völlig man sofort nach Eröffnung der Verhandlungen von dem kirchlichen Charakter des Versammlungsortes absah, fand seinen klarsten Ausdruck in der schroffen Ablehnung eines Eröffnungsgebets, wobei Raveaux sagte, das Beten gehöre in die Kirche, und an das Wort erinnerte: Hilf dir selbst, so wird dir Gott helfen.*)

H Dechent

Die schwierige Lage und Aufgabe des Evangelischen Bundes

3. Deutsch-protestantisch

Wir dürfen also von der italienischen Bedeutung des römischen Zwischenfalls vollkommen absehen. So bleibt seine Bedeutung für unser Vaterland.

Ohne Zweifel hat auch der Vorstand des Evangelischen Bundes seine Beschwerde an den Reichskanzler weniger aus Sorge um unsre auswärtigen Beziehungen als zur Kundgebung

*) Es war ein Bischof (von Breslau?), der sich dazu bereit erklärte, das Gebet zu sprechen, und der nach der Ablehnung mit dem Ausdruck tiefen Bedauerns sich wieder zu seinem Sitze begab. Ein hervorragendes Mitglied der Linken, Venedey, gab übrigens nach der Sitzung zur Erklärung für die Haltung seiner Parteigenossen einem noch lebenden Freunde den Grund an, daß man gefürchtet habe, der ultramontanen Partei ein Zugeständnis zu machen mit der Einwilligung in jenes Erbieten eines ihrer Kirchenfürsten — eine Mitteilung, die hier der Oeffentlichkeit übergeben werden soll, da sie immerhin die Entscheidung eines Teils der Versammlung erklären mag.

seiner patriotisch-konfessionellen Empfindungen erhoben. Daß die Rücksicht auf den Papst und päpstlich gesinnte Deutsche so weit geht, daß ein evangelischer Gesandter Preußens auf italienischem Boden den König von Preußen und deutschen Kaiser an seinem Geburtstag durch ein solches Zugeständnis an ultramontane Gesinnung ehren zu sollen meint, hat ihr deutsch-protestantisches Gefühl empört.

Wie ich gleich im Anfang dieser Ausführungen sagte: an dem vielleicht geringfügigen Vorfall ist Alles symptomatisch. So auch die ganze Ohnmacht deutsch-protestantischer Erregung gegenüber der gegebnen Lage.

Ich will damit gar kein abfälliges Urteil über die Aktion des Bundesvorstands abgeben, aber — sollte, was ich nicht weiß und glaube, im Vorstand nur eine leise Hoffnung auf wirklichen Erfolg der Beschwerde mit untergelaufen sein, so wäre das angesichts der heutigen politischen Situation schwer begreiflich. Es ist nun einmal Thatsache, daß heute die Reichsregierung ohne die Mitwirkung der katholischen Partei nicht regieren kann, und daß das auch für das Königreich Preußen seine großen Konsequenzen hat. Man kann nun unbefangnerweise nicht leugnen, daß das Zentrum sich zur positiven politischen Mitarbeit ganz leidlich anschickt, und man kann sich nicht wundern, wenn die Regierung auf fernere Dienste des Zentrums zu rechnen sich immer mehr gewöhnt. Zwar würde man vermutlich in Regierungskreisen eine andre politische Machtverteilung im Reichstage lieber sehn, ein gewisses Unbehagen gegenüber der katholischen Freundschaft bleibt bestehen — und das beruht natürlich auf Gegenseitigkeit. Aber dieses innere Unbehagen macht die Regierung erst recht empfindlich gegen jeden Versuch von protestantischer Seite, ihre Herzenseintracht mit Papst und Zentrum zu stören, gegen jede Regung und Forderung einer protestantischen Politik. Diese Gesamtlage im Reich haben die Herren vom Evangelischen Bunde gewiß nicht verkannt und also über die grobe Zurückweisung durch unsern Staatssekretär des Aeußern sich schwerlich verwundert.

Das Reich wird der Lage noch ganz andre Opfer bringen als die Brüskirung treuer evangelischer Männer, die heute noch deutsch-protestantische Traditionen verfechten. Die Logik der Entwicklung bringt es mit sich, daß das Ausnahmegesetz wider die Niederlassung der Jesuiten im Reich in den letzten Zügen liegt. Die Jesuiten kommen. Das zu prophezeien liegt nicht nur sehr nahe, sondern es entspricht auch dem, was thatsächlich in Vorbereitung ist. Ich bezweifle nun gar nicht, daß der Evangelische Bund bei einem Protest gegen diese Maßregel die Entrüstung viel weiterer Kreise hinter sich haben wird als bei seiner Beschwerde gegen das römische Kaiserfestmahl. Aber an dem, was kommt und in der Konsequenz unsrer politischen Lage kommen muß, wird das Nichts ändern.

Die Schwierigkeit für den Evangelischen Bund, sich politisch geltend zu machen, liegt aber noch tiefer. Der Protestantismus ist keine politische Religion.*) Wenn irgend politische Mächte, Fürsten, Staatsmänner, Parteien, sich von protestantischem Geist erfüllen lassen oder den protestantischen Geist in ihren Dienst nehmen, kann auch der Protestantismus eine gewaltige politische Kraft entfalten. Heute denkt daran Niemand im Reich. Die Männer des Evangelischen Bundes sind aber keine Politiker. Sie wollen es auch nicht sein. Sie wollen Evangelische sein. Und mithin sind sie, für sich allein, politisch machtlos.

So scharf, wie ich das meine, wird mir das vielleicht nicht zugegeben werden. Die Losung „Deutsch-protestantisch" schließt eben eine große Unklarheit in sich. Man kann sehr wohl Deutscher sein und Protestant. Man kann auch mit seinem Protestantismus sich in den Dienst des deutschen Volkes und Vaterlands stellen. Man kann das Heil für Deutschland in der Pflege und Blüte des Protestantismus erblicken. Kurz deutscher und protestantischer Sinn können die innigsten Verbindungen eingehen. Aber das deutsche Reich heute für den Protestantismus reklamiren und den maßgebenden Instanzen eine protestantische Politik zumuten, das geht angesichts der gegebnen Lage, angesichts des großen Bestandteils deutscher Katholiken und der Macht, die sie entfaltet haben, nicht an. Unser Reich steht mehr als seit lange in seiner innern Entwicklung unter dem Banne, daß es ein Volk zwiespältigen Glaubens umfaßt. Es kann keine protestantische Politik treiben, viel eher kann und wird es katholische Politik treiben. Denn der Katholizismus ist seinem Wesen nach eine politische Religion. Er hat, wo es sich um Machtfragen handelt, ganz Andres zu bieten, und darf auch ganz Andres fordern, als der seinem innersten Wesen nach unpolitische Protestantismus. Er kann sich auch nicht mit einer nur relativen Bedeutung, mit einer zweiten Stelle begnügen, wie das der Protestantismus — politisch — sehr wohl kann. Er strebt unerbittlich und skrupellos nach einer vollkommnen Gewalt, und ob er die bekommt, bei uns in Deutschland bekommt, wird bei der heutigen politischen Moral davon abhängen, was er zu bieten hat. Es ist nicht ausgeschlossen, daß das deutsche Reich im Kampfe der Völker noch einmal die katholischen Interessen vertritt. Schon jetzt hat es die Eifersucht der katholischen Vormacht im Orient, Frankreichs, als solcher erregt. Nicht ohne Grund. Ja, wäre unser deutsches Volk eine religiöse Einheit, ein evangelisches Volk, so würde der Protestantismus die selbstverständliche Seele auch seiner politischen Thaten sein. So aber steht Alles auf des Messers Schneide.

Der Evangelische Bund hätte nur dann Aussicht, die protestantischen Traditionen des führenden Staates Preußen zu stärken und damit den politischen Sieg des Zentrums im Reich wettzumachen, wenn er irgend welche Anziehungskraft auf politische Männer oder Parteien im Reich ausübte, die ihrerseits ein Bündnis mit den Lebenskräften des Protestantismus begehrten. Davon ist nichts zu spüren. Und darum ist die Lage des Evangelischen Bundes nach dieser Seite hin so hoffnungslos.

Vielleicht steht es besser um den Evangelischen Bund und seine Aufgaben nach der kirchlichen Seite hin. Aber ehe wir dem nachgehen, müssen wir der Remscheider Resolution ein Kapitel widmen, die, an sich beachtenswert, einen so interessanten Notenwechsel zur Folge gehabt hat: vergl. Chronik Nr. 18. R

*) Vgl. hierüber meine Schrift: Die Religion im modernen Geistesleben. 5. Religion und Politik.

Hanna Wasenius

in O. Verbecks Roman „Einsam"

Eine Ergänzung zu dem Artikel „Zwei Romane" in Nr. 14

Der mit Recht Aufsehen erregende Roman von O. Verbeck „Einsam" hat in Nr. 14 der Christlichen Welt eine Beurteilung erfahren, die zu einseitig ist, als daß sie nicht notwendig der Ergänzung bedürfte. Gewiß hat, wie der Verfasser der Kritik sagt, die Christliche Welt die Aufgabe, an den Erzeugnissen der modernen belletristischen Litteratur das Menschlich-Echte und das Sittlich-Wahre hervorzuheben, sowie auf die Mängel hinzuweisen, die sich etwa in der sittlichen Lebensauffassung zeigen. Aber eben deshalb darf sie doch wohl nicht den subjektiven Eindruck eines Einzelnen allein zur Geltung bringen, sondern muß auch andern Auffassungen, soweit sie berechtigt erscheinen, Raum verschaffen. Und der in Rede stehende Roman ist in der That so bedeutend, daß ein Audiatur et altera pars sich wohl verlohnt. Ich unternehme es daher als eine Pflicht gegen die Dichterin, den Charakter der Hanna Wasenius noch in einem andern Lichte zu zeigen, als es der Verfasser der Kritik in Nr. 14 gethan hat.

Der Roman beginnt damit, daß Hanna mit ihrer Mutter in eine verzweifelte äußere Lage gerät. Nach dem unverschuldeten Verlust eines kleinen Vermögens bleibt der Mutter nur eine sehr geringe Pension. Für ihre Lebensstellung reicht diese nicht aus, wenn auch die hübsche bequeme Wohnung aufgegeben, die Führung des Haushalts aufs äußerste vereinfacht wird. Denn die Mutter ist, obschon geistig frisch, doch körperlich gelähmt und völlig hilflos und bedarf einer besondern Pflege. Mutter und Tochter sind von den liebenswürdigsten Freunden, trefflichen Menschen, umgeben, aber helfen kann ihnen keiner. Auch suchen sie natürlich ihre Lage möglichst zu verbergen. Hanna liebt ihre Mutter mit gemütvoller Innigkeit und ist in

edler Hingebung bereit, jedes Opfer zu bringen, um der Mutter den Lebensabend mild und schön zu machen. Da tritt die Gelegenheit zu solchem Opfer ein. Aber es ist eine Versuchung. Ein reicher Bankier, der der Mutter den Verlust des Vermögens ankündigt, an dem er selbst aber keine Schuld hat, wird von der Schönheit und Anmut der Tochter so gefesselt, daß er ihr vollen Ernstes einen Heiratsantrag macht. Hanna liebt in der Stille einen jungen Gymnasiallehrer, der als Pensionär in ihrem Hause wohnt, hat aber, rührend kindlich wie sie ist, und aller Welt- und Menschenkenntnis in ihrem bescheidnen Dasein entrückt, keine Ahnung davon, daß sie wieder geliebt wird. Diese Beiden sind so schlichte, stille, in sich gekehrte Naturen, daß auch die Mutter von der Liebe der Tochter nichts weiß und kaum die Liebe des Lehrers ahnt. Hannas Liebe zur Mutter ist aber so stark und ihre Opferfreudigkeit so groß, daß sie ihr eignes Gefühl völlig in die Schanze schlägt, zumal die Mutter, nicht frei von einer leisen Selbstsucht, die Heirat wünscht. Mit furchtbarem Widerstreben und mit blutendem Herzen bringt Hanna das Opfer, aber sie bringt es, weil sie in dem aufrichtigen Glauben lebt, die Liebe zur Mutter fordere das von ihr. Die eigentliche Schwere des Unrechts, einen durchaus ungeliebten Mann nur um des Geldes willen, wenn auch immerhin zu Nutz und Frommen der Mutter, zu heiraten, wird ihr gar nicht klar. Sie ist — und das ist durch die Schilderung Hannas und ihres bisherigen Verhaltens durchaus motivirt — viel zu kindlich und unschuldig, um im voraus zu fühlen, was das heißt, mit einem ungeliebten Mann in die Ehe zu treten. Ihr schwebt vielmehr so etwas wie Vater und Tochter vor. Wohl hat sie ein leises Gefühl von Schuld und Unrecht, aber es wird völlig verschleiert durch die unbegrenzte Liebe zur Mutter. Ihr Schritt also ist, wenn auch sittlich nicht zu rechtfertigen, doch im Grunde edel gedacht und empfunden und darum durchaus glaubhaft und psychologisch gerechtfertigt. Darin liegt gerade das tief Tragische, daß sie die Schuld auf sich ladet, ohne sie recht zu verstehen, weil sie von der Vorstellung getragen wird, sie thue es der Mutter zuliebe. Aber die Schuld ist da und muß sich auswirken. Hanna geht ihrem tragischen Verhängnis entgegen. Und dieses Verhängnis wird für sie um so furchtbarer, als sie unmittelbar nach vollzogner Trauung beim Hinaustreten aus der Kirche an dem Blick des geliebten Lehrers unzweifelhaft erkennt, daß auch sie von ihm geliebt wurde.

Nun steigt in der Ehe die Flut des Seelenleidens turmhoch. Die Mutter stirbt. Vor Hannas innerm Auge enthüllt sich nach und nach, was sie gethan hat. Sie trägt demütig und einigermaßen ergeben ihr furchtbares Geschick und trinkt den Kelch bis zur Hefe. Was sie leidet, sieht sie erst recht, je mehr von Zeit zu Zeit das lichte Glück ihrer Freunde als schroffer Gegensatz sich vor ihr aufthut. Aber unter diesem Leid fängt sie doch an, ein klein wenig innerlich zu wachsen. Und das Wachsen geht Hand in Hand mit der Erkenntnis ihrer Schuld. Zwar nicht in der Weise wächst sie, daß sie anfinge, innere Pflichten gegen ihren Mann zu erfüllen. Das vermag sie fürs erste nicht. Und hier stoßen wir — zur Rechtfertigung der Dichterin und des von ihr geschaffnen Charakters — auf einen Punkt, den die Kritik in Nr. 14 ganz außer acht gelassen oder durchaus unrichtig aufgefaßt hat. Der Verfasser der Kritik sagt, an sich mit großem Recht: „Entweder muß es unter solchen Verhältnissen zum völligen Bruch, zu einem auch äußerlichen Auseinandergehen kommen, oder in der Seele der Frau muß als Frucht des Zusammenlebens Gegenliebe entstehen.“ Ja, aber die Voraussetzung für dieses Entweder-Oder ist hier gar nicht vorhanden. Zu einem äußern Bruch läßt Hanna es nicht kommen. Dazu ist sie ihrer ganzen Natur nach viel zu wenig aktiv, viel zu demütig tragend. Der andre Ausweg würde sich aufthun, wenn das, was auf Seiten des Mannes gefühlt und geübt wird, wirklich Liebe wäre, ja wenn auch nur Etwas da wäre von Gemüt, von Liebe um des Andern willen. Aber daran fehlt es vollständig. Und gerade von da aus muß der Verlauf der Ehe verstanden werden. Der Bankier ist ein hartgesottener Egoist, der nur sich selbst und das Waltenlassen seiner Neigungen kennt. Die Frau ist ihm nichts als ein anmutiges Spielzeug, mit dem er in seinem Hause tändeln, nach außen Staat machen

will. Ein solcher Mann kann in der Seele der Frau Nichts wecken. An seiner Seite muß die Frau verkümmern.

Kunst und Poesie aber müssen eine andre Lösung suchen. Sie tritt ein, tief und gewaltig, aber innerlich wahr, und darum poetisch und künstlerisch hochbefriedigend. Hanna hat bisher nur das als Unrecht empfunden, daß sie den Bankier geheiratet hat. Für dieses Unrecht trägt sie still leidend die Strafe. Aber zur Erkenntnis dessen ist sie noch nicht fortgeschritten, daß sie auch in der Ehe noch fort und fort unrecht thut. Es bleibt ihr ganz verborgen, daß sie im Grunde ebenso sehr wie ihr Mann sich selbst lebt, und daß darin ihr Unrecht besteht. Selbstsüchtig ist ihr Schmerz, selbstsüchtig die innere Abkehr vom Mann. Daß es gilt, auch nach dieser Seite hin Opfer zu bringen, dafür hat sie noch kein Verständnis. Aber es wird ihr gezeigt am Sterbebett ihres Mannes. Von Mitleid mit dem Sterbenden ergriffen, erweist sie ihm eine leichte Zärtlichkeit. Er sieht darin erfreut das erste Entgegenkommen und dankt ihr warm und herzlich. Sie aber erschrickt. Es wird ihr klar, daß sie es an Selbstüberwindung und Entgegenkommen ihrerseits so ganz hat fehlen lassen, und daß das ihr Unrecht in der Ehe gewesen. Doch dazu, es nun besser zu machen, fehlt die Gelegenheit. Der Mann wird nach jenem Dank bewußtlos und stirbt. Gewiß, wir können uns bei den beiderseitigen Charakteren eine fortgeführte und nun nach der Genesung auf neuer Grundlage aufgebaute Ehe kaum denken. Aber gerade darum ist der Tod nach dieser auf beiden Seiten, namentlich aber auf Hannas Seite, eingetretnen Erkenntnis der notwendige Schluß der Ehe, und zwar ein mild versöhnender, herrlicher Schluß. Wie man das „eine sentimentale Wendung, der Größe des Stoffes nicht angemessen,“ nennen kann, verstehe ich nicht. Hannas erneutes inneres Wachstum ist doch wahrlich so viel wert, daß es, durch diese Wendung erkauft, nicht zu teuer bezahlt wird. Und wie schön ist es, daß auch die warme und ehrliche Liebe der Dienstboten gegen die Herrin ihr Teil zu der vom Leser empfundnen Versöhnung beiträgt!

Aber Hanna ist, obschon innerlich gewachsen, doch noch nicht am Ziel. Das ihr zufallende Vermögen des Mannes verschenkt sie an fromme Stiftungen, wie sie denn auch schon bei Lebzeiten des Mannes im Stillen, aber mit dessen Erlaubnis, viel für die Erziehung armer Kinder gethan hat, und zieht sich mit dem Rest, gerade soviel, daß sie für sich allein davon leben kann, in ländliche Stille und Einsamkeit zurück. Aber noch lastet der Druck des verlornen Lebens und der unerfüllten Pflicht schwer auf ihr. Sie kann sich nicht zu irgend welcher Thätigkeit aufraffen. Sie meint, Alles in ihr sei erstorben, auch die Fähigkeit zu lieben. Da ist es Rettenbacher, der einst von ihr Geliebte, der sie zu höheren Zielen und zu einer Lebensaufgabe emporhebt. Er zeigt ihr in einer wahrhaft dramatisch gesteigerten Unterredung, wie das begangne Unrecht gesühnt werden muß durch thätige Liebe im Dienst der Menschheit. Und da er inzwischen zum Leiter eines neu gegründeten Erziehungsinstituts für Knaben auf der Grundlage einer naturgemäßen, gesunden Pädagogik berufen ist, bietet er ihr mit seinem Herzen und mit seiner Hand zugleich eine geeignete Lebensstellung. Und nun klingt der Schluß unvergleichlich zart, aber zugleich unendlich lebenswahr und eben deshalb wieder echt künstlerisch und tief poetisch aus. Noch ist Hannas Schmerz zu groß, ihr ganzes Wesen zu tief daniederliegend, als daß sie einschlagen könnte. Aber mit Hoffnung, zwar nur mit leiser Hoffnung auf eine ferne Zukunft, aber doch mit Hoffnung, scheidet Rettenbacher von ihr.

Kann die Entwicklung aus tiefer Verfehlung und bittrer Not des Lebens zu einem höheren, friedevollen Dasein voll Licht und Kraft schöner, zarter, sinniger angedeutet, kann das innere Wachstum wahrer geschildert werden? — Zugegeben muß ja werden, daß einige Unebenheiten im Aufbau des Romans, Ansätze, die nicht fortgeführt werden, nebensächliche Probleme, die ungelöst bleiben, vorhanden sind. Aber sie kommen gegenüber der hohen Schönheit des Ganzen gar nicht in Betracht. Und namentlich bleibt Hannas Charakter, den wir hier vor allem ins rechte Licht stellen wollten, davon ganz unberührt. Wir stehen darum nicht an, den vorliegenden Roman den bedeutendsten

Erzeugnissen auf diesem Gebiet innerhalb unsrer gegenwärtigen Litteratur an die Seite zu stellen. Namentlich unter den Romanen von Frauenhand nimmt er gegenwärtig unbedingt eine der ersten Stellen ein.

Nur Eins vermissen wir schmerzlich, und diese Lücke kann nicht tief genug beklagt werden. Es ist in dem ganzen Roman auch nicht ein Hauch wahren, lebendigen Christentums. Alles Edle und Schöne baut sich auf durchaus natürlicher Grundlage auf. Warum konnte die Verfasserin bei ihrer großen Darstellungskraft und ihrer tiefen Menschenkenntnis die ganze Entwicklung nicht auf christlichen Boden stellen? Wir wollen nicht geltend machen, daß Hanna als wirkliche Christin, von einer treuen Christin erzogen, jenen verhängnisvollen Schritt gar nicht hätte thun können. Der Roman kann sie ja zunächst außerhalb des Christentums finden und fassen. Aber konnte sie denn nicht später von treuer Christenhand ergriffen und geführt werden? Es tritt ein Pfarrer auf, von vornherein mit der Familie befreundet und dann Hanna in ihrer tiefen Vereinsamung tröstend. Was er sagt, ist psychologisch begründet und trefflich ausgeführt. Aber von einem Ruhen im Frieden Gottes, von einer Kraft, die Gott dem armen, sündigen, aber Hilfe suchenden Menschenherzen darreicht, enthält es Nichts. Wie ganz anders klar und sicher würde Hanna gewachsen sein unter christlichem Einfluß! Es leuchtet eben doch Nichts in die Tiefen des menschlichen Herzens so hell und klar hinein wie das Licht aus dem Worte Gottes. Und alles, was menschlich groß und edel ist, wird doch erst wirklich groß und schön und namentlich wahr, wenn es von der Sonne des Evangeliums, von Christus selbst geweckt, gepflegt und ins Leben geführt wird. Hier erst kann die sittliche Auffassung des Lebens ihren wahren Halt gewinnen. Und nur wenn der Dichter es versteht, die Fäden zu knüpfen zwischen dem, was in der Zeit beginnt, und dem, was in der Ewigkeit sich vollendet, wird er ein wahres, das ganze Menschendasein umfassendes Kunstwerk schaffen können. Wie schade, daß in unsern Tagen unter denen, die mit Meisterhand künstlerisch Schönes zu schaffen vermögen, so wenige sind, die das lebendige Christentum aus eigner Erfahrung kennen!

Guido Burkhardt

Verschiedenes

Wünsche einer Schwerhörigen. Unter dieser Ueberschrift regt eine schwerhörige Dame dazu an, durch verschiedne Einrichtungen das Los ihrer Leidensgefährten zu erleichtern. Das Manuskript ist zu lang, als daß wir es ganz abdrucken könnten; aber wir wollen doch im Auszug auf ihre Wünsche aufmerksam machen.

Sie gipfeln in der Herstellung besonderer Häuser mit stärkeren, bis in die Zimmer führenden Klingelzügen oder optischen Verbindungen zwischen Treppenhaus und Zimmer, mit besserer Benachrichtigung bei Feuersgefahr, möglichst auch mit besondern Instrumenten für musikalischen Genuß. Daraus würde sich von selbst ein Zusammenwohnen und ein gegenseitiger Verkehr der Schwerhörigen ergeben, wie er am besten geeignet ist, ihr Schicksal zu lindern. Die Angehörigen aber könnten mit ganz andrer Ruhe ihrer Arbeit und Erholung nachgehen, wenn sie ihre schwerhörigen Eltern oder Verwandten im Schutze solcher Einrichtungen wüßten. Ein weitergehender Wunsch ist der von Sälen, in denen dank besondrer Akustik die Schwerhörigen Predigten, Vorträge, Konzerte u. a. genießen könnten.

Freilich, wer soll diese Pläne in die Hand nehmen? Die Dame denkt an einen Spezialarzt oder einen schwerhörigen Baumeister oder einen reichen Leidensgefährten. Sie meint, daß, wenn die Nächstenliebe versagt, eine solche Einrichtung sich wenigstens an manchen Orten auch rentiren würde. Die Adresse der Dame ist in der Redaktion der Christlichen Welt zu erfahren.

Wir wünschen, daß ihre Anregung Erfolg haben und dazu beitragen möge, die Aufmerksamkeit auf ein Liebeswerk zu richten, das bisher neben aller Fürsorge für Blinde, Stumme und Taube ganz vergessen worden ist.

D H

Ein Wort über volkstümliche Kunst. Von Albert Flein. Zürich und Leipzig, Karl Henckell u. Cie. O. J. 44 S.

Der Vortrag wurde bei einer Sonntag-Abendunterhaltung der Pestalozzi-Gesellschaft in Zürich gehalten: er wendet sich zunächst an ein schweizerisches Publikum und hat die schweizerischen Verhältnisse im Auge; aber was der Verfasser sagt, das verdient überall gehört und beherzigt zu werden, wo man das Volk liebt, ihm idealen Sinn und ideales Verständnis zutraut und von der allgemeinen Teilnahme des Volkes am Kunstleben dessen Gesundung erwartet. Der Verfasser tritt mit warmen Worten für eine Kunst ein, „die des innigen Zusammenhanges mit den Empfindungen der breiten Massen des Volkes nicht entbehrt, die nicht nur zu Einzelnen, zu einer Klasse von Eingeweihten

oder Berufsgenossen redet, sondern zu allem Volk; die zugleich aus dieser Verbindung die wichtigsten und wertvollsten Lebenskräfte für ihr Dasein schöpft.“ „Eine Kunst, die nicht ihre starken Wurzeln in einem kräftigen, gesunden Volkstum hat, muß rettungslos dahinsiechen.“ Freilich gilt es erst, für solche Kunst das Volk zu erziehen, und da wird es, was die bildende Kunst betrifft, einen harten Kampf gegen die Gleichgiltigkeit und das Philistertum und gegen banausische Mißachtung kosten. Dabei setzt der Verfasser sein ganzes Vertrauen auf die Frauen, die als Mütter berufen sind, die künftige Generation in einem künstlerischeren Geiste zu erziehen, als es der lebenden vergönnt war, und die „meist mehr Empfänglichkeit und unbefangnen Sinn haben, wo es sich um Dinge der Kunst handelt.“ Es gilt vor allem, „die Vorstellungskraft gegen die ertötenden Einflüsse des nüchternen Werktagslebens zu schützen, sie rege und aufnahmefähig zu erhalten, was nur geschieht, indem sie durch Uebung, das heißt durch künstlerische Betrachtung ihre ursprüngliche Frische und Empfänglichkeit sich zu bewahren sucht.“ Verfasser meint: „Das ist viel leichter, als es im ersten Augenblick scheinen mag. Denn gerade die künstlerische Phantasie gehört zu den angebornen und schon in der frühsten Kindheit sich entwickelnden Gaben des Menschen.“ Es gilt nur, sie zu erhalten und zu kräftigen. Welche Rolle dabei die Beschaffenheit des Spielzeugs, das wir den Kindern in die Hand geben, spielt, wie sehr es darauf ankommt, der Phantasie Spielraum zu lassen, wie thöricht es ist, in Zahl, Pracht und Naturtreue zu luxuriren; wie die Bilderbücher beschaffen sein müssen (nicht schwarz, nein farbig! betont Verfasser gegen Jean Paul; während manche Andre, so neuestens auch Reischle,*) die farbigen Bilderbücher zwar nicht als das gewöhnliche, aber als „Festfreude“ wünschen: „Farbenbilder sollen dem Kind ein besondres Fest bleiben. Sind die ihm dargebotenen zu spärlich, so mag es mit eigner Malkunst den Mangel ersetzen“); was das Märchen im Dienst der künstlerischen Erziehung leisten kann, weil es die Phantasie belebt; was die Schule durch richtige Ausschmückung des kahlen Raums, was das eigne Haus thun könnte und müßte — das lese man lieber in dem frischen Vortrage selbst nach. Zwei Sätze sind scharf ins Gedächtnis zu prägen: „Die größte Einfachheit ist die höchste Eleganz — nur das Zweckmäßige ist künstlerisch und schön.“ Daraus folgt, daß das, was wir künstlerischen Einklang nennen wollen, auch unter den bescheidensten Lebensverhältnissen zu erreichen ist. Nicht auf den Reichtum kommt es also an, sondern auf Sinn und Verständnis, und das läßt sich erziehen.

H A Köstlin

Der Tolstoismus von Felix Schroeder. Dresden, A. Beyer (Pierson). 118 S. 1,50 Mk.

Die Verehrung für den russischen Propheten ist in Deutschland doch kaum mehr als ein mit achtungsvoller Bewunderung gemischtes Interesse an einer Merkwürdigkeit; Frankreich dagegen begrüßt in ihm einen Reformator, dessen Ideen auch außerhalb Rußlands Durchführung und Nachahmung verdienen; der Franzose von heute fühlt sich eben viel ohnmächtiger und hilfsbedürftiger, ist vermöge seines Temperaments auch viel bereitwilliger und elastischer in der Aufnahme fremden Kulturstoffes als andre Völker, die von der Zukunft weniger zu fürchten und über die Gegenwart weniger zu klagen haben. Dieser Stimmung entspricht denn auch das genannte Werkchen eines jungen, kaum verstorbenen Franzosen, das eine Dame mit Sorgfalt, wenn auch nicht immer mit Glück, übersetzt hat. Die ganze Darstellungsweise trägt nur zu sehr den Stempel französischer Geistesart, um in der Uebertragung recht gewürdigt werden zu können; gleichwohl hat das Buch als eine geschickte Zusammenfassung der Entwicklung Tolstois und seiner Lehre auch für uns Wert. Ein Zweifel an der Exaktheit der Wiedergabe ist nach dem schmeichelhaften Brief Tolstois an den Verfasser kaum noch angebracht. Unter den Rubriken 1. Die Bildung der Lehre, 2. Tolstois Lehre über Sittlichkeit und Sozialismus (a. die Grundlegung, b. die Gestaltung des christlichen Lebens, c. das asketische Ideal) hat der Verfasser alles Wesentliche gesagt; das dritte Kapitel untersucht „die Bedeutung der Tolstoischen Lehre für die Gegenwart“ (a. der Tolstoismus und die Jetztzeit, b. der Geist des Tolstoismus). Wer die Bodeschen Artikel über den Gegenstand in diesem Blatt gelesen hat, wird auch gern nach diesem Büchlein greifen, dem hoffnungsvollen Anfangswerk einer jäh unterbrochnen Lebensarbeit.

Pl

Vater Schneller. Ein Patriarch der evangelischen Mission im heiligen Lande. Von Ludwig Schneller, Pastor in Köln. Leipzig, Wallmann, 1898. 197 S. 2 Mk.

Mit inniger und aufrichtiger Freude werden die zahlreichen Freunde des syrischen Waisenhauses und der evangelischen Mission im Lande der Bibel dieses prächtig ausgestattete Buch begrüßen, in dem der als Verfasser der Bücher „Kennst du das Land?“, „Evangelienfahrten,“ „Apostelfahrten,“ „In alle Welt“ bekannte Sohn seinem unvergeßlichen Vater ein Denkmal setzt. Das Lebensbild ist mit Künstlerhand entworfen, es stimmt zur Andacht, es rührt zu Thränen. Ganz besonders denen wird das Buch eine hochwillkommene Gabe sein, die den heimgegangenen „Vater“ in seiner Wirksamkeit kennen und lieben lernten. Mögen sie immerhin Vieles aus seinem Erdenleben wissen, hier wird ihnen eine vollständige Zusammenfassung seines Lebensganges von der Alp über Chrischona nach Zion in lebendiger, erbaulicher und ergreifender Darstellung geboten.

H Koch

*) Reischle, Das Spielen der Kinder in seinem Erziehungswert. Göttingen, 1897. 30 S.

Verantwortlicher Herausgeber:
D. Rade, Pfarrer an der Paulskirche in Frankfurt a. M.

Anzeigen

Anzeigegebühr: Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Freunde der „Christlichen Welt“
Versammlungen

Magdeburg: Vierteljahrs-Versammlung, 11. Mai 1898, 3 Uhr nachmittags, Wuthes Hofbräu (Hasselbachstraße 1): „Die Not der Theologie“ (Bernoulli). Man beachte den wegen Behinderung des Referenten am 4. Mai veränderten Tag.

Aufruf an das evangelische Deutschland.

In Kiautschou weht die deutsche Flagge. Mit Freude und Genugthuung hat unser Volk in seinen weitesten Kreisen diesen Erfolg unsrer Reichsregierung begrüßt. Die neuesten Ereignisse haben China in den Interessenkreis der Weltgeschichte hineingestellt. Der Gang der Entwicklung in dem „Reiche der Mitte“ ist noch unabsehbar. Unser Deutsches Reich hat sich aber dabei rechtzeitig den ihm gebührenden Platz gesichert.

Die eigentliche neue deutsche Kolonie in China ist eng begrenzt, viel weiter dehnt sich aber das Hinterland aus, das deutschem Einflusse unterliegt. Unserm Handel und unsrer Industrie sind weitgehende und verheißungsvolle Rechte erwirkt. Darin liegt ein großer Gewinn für unser Vaterland. Aber Rechten entsprechen Pflichten. Das gilt immer und überall, das gilt auch in diesem Falle. Und unsre heilige Pflicht ist es, nicht bloß Waren mit dem Volk der Chinesen auszutauschen, sondern ihm auch das Beste, womit die göttliche Vorsehung uns begnadet hat, zu bringen, unser Christentum.

Die katholische Kirche ist in der neuesten deutschen Kolonie eifrig an der Arbeit. Das ist ihr gutes Recht. Hinter ihr nicht zurückzubleiben, ist aber der Evangelischen Pflicht. Nach der Lehre unsers Erlösers soll jeder mit dem ihm verliehenen Pfunde wuchern, und die Geschichte der Heidenmission zeigt, daß gerade evangelisches Christentum der Heidenwelt reichen Segen bringt.

In der Provinz Shantung arbeiten bereits mehrere englische und amerikanische evangelische Missionsgesellschaften mit großen Mitteln und mit Segen von oben. Seitdem Kiautschou deutsch geworden ist, gehört auch eine deutsch-evangelische Mission dorthin.

Unser Missionsverein, der seit seinem Bestehen in Japan und China sein Arbeitsfeld hat, beschloß, sowie der Draht den Abschluß des Vertrags zwischen dem Deutschen Reiche und China gemeldet hatte, in dem neuerworbnen Gebiete mit seiner Thätigkeit einzusetzen. Unsre beiden Missionare in China Dr. theol. Faber, der seit dreiunddreißig Jahren dort thätig ist und wie wenige das chinesische Wesen kennt, und Pfarrer Kranz, der, obwohl erst einige Jahre dort, sich bereits völlig eingelebt hat und nichts sehnlicher wünscht, als die Christianisirung Chinas, sind darin mit uns völlig eins. Noch ehe sie von uns die Aufforderung erhalten hatten, sich nach Kiautschou zu begeben, haben sie uns gedrängt, dort mit evangelischer Mission vorzugehen.

Der Chinese hat die Neigung, sich denen anzuschließen, die ihm am ehesten einen Halt verheißen. Die deutsch-evangelische Mission darf daher dort nicht hinter andern Missionsgesellschaften zurückstehen. Das Mindeste, was unsre Missionare anraten, ist Erwerbung eines größern Grundstücks, Errichtung einer Schule und eines Hospitals, Anstellung von Lehrern und Aerzten. Große und laufende Ausgaben werden uns damit erwachsen, und unsre Mittel sind noch gering. Aber die Erwerbung Kiautschous ist uns ein Fingerzeig Gottes, sein Wort und Leben dorthin zu tragen. Im Vertrauen auf ihn haben wir beschlossen, ans Werk zu gehen. Die evangelische Christenheit Deutschlands wird uns ihre Hilfe nicht versagen. So bitten wir herzlich: Hast du viel, so gieb reichlich! Wir kennen aber auch den Wert des Scherfleins und sagen weiter: Hast du wenig, so gieb das Wenige doch mit treuem Herzen! Aus dem fernen Ostasien tönt es zu uns: Kommt herüber und helft uns! Der Bittruf darf nicht ungehört verhallen, sondern soll vernommen und beherzigt werden.

Berlin, den 14. April 1898.

Der Zentralvorstand
des Allgemeinen evangelisch-protestantischen Missionsvereins.

Prediger Dr. **Arndt**, Berlin, Präsident. Amtsgerichtsrat **Adler**, Flensburg. Professor D. **Bassermann**, Heidelberg. Dekan **Bickes**, Wachenheim. Pfarrer D. **Buß**, Glarus, Ehrenpräsident. Oberkirchenrat D. **Dreyer**, Meiningen. Konsistorialrat D. **Ehlers**, Frankfurt a. M. Professor Dr. **Gerland**, Straßburg. Pfarrer Dr. **Hering**, Oberroßla b. Apolda. Wirkl. Geheimrat D. **Hesse**, Weimar. Professor Dr. **H. Holtzmann**, Straßburg. Professor D. **Kesselring**, Zürich. Prediger Lic. Dr. **Kind**, Berlin. Prediger Lic. Dr. **Kirmß**, Berlin, Vicepräsident. Pastor Dr. **Manchot**, Hamburg. Professor Dr. **Max Müller**, Oxford. Professor D. **Nippold**, Jena. Professor D. **Pfleiderer**, Groß-Lichterfelde. Pfarrer **Röhrich**, Genf. Bankdirektor **Saxer**, St. Gallen. Gymnasiallehrer **Schmiedel**, Eisenach. Konsul **R. Schöller**, Zürich. Stadtpfarrer **Schück**, Heidelberg. Oberhofprediger D. **Spinner**, Weimar. Standesbeamter **Stolze**, Berlin. Reichstagsabgeordneter Konsul **Carl E. Weber**, Berlin, Zentralkassirer. Senator **Wessels**, Bremen.

Gaben (einmalige oder jährliche Beiträge) **für die evangelische Kiautschou-Mission** nehmen alle Unterzeichneten entgegen, insbesondre der Generalschatzmeister für Deutschland, Standesbeamter Ernst Stolze in Berlin W., Bayreuther Straße 3.

Evangelische Conferenz in Schlesien.
Jahres-Versammlung in Hirschberg den 11. Mai,
vormittags 10 Uhr im „Preußischen Hofe“.

Biblische Ansprache des Herrn Diakonus Späth aus Breslau. Vortrag des Herrn Pastor Dr. Brückner aus Alt-Raudten: „Die neueren Forschungen über die Entstehung des Paulinismus.“
Gäste willkommen.

Bitte.

Aus dem Freiherrl. von Hansteinschen Familien-Archiv in Heiligenstadt ist vor längerer Zeit der Aktenband Nr. 165, enthaltend 55 Druckschriften u. s. w. des 16. Jahrh., ausgeliehen; da versäumt ist, zu buchen, an wen die Ausleihung erfolgt ist, wird der geehrte Herr, in dessen Hand sich der gen. Band befindet, höfl. gebeten, seinen Namen dem Unterzeichneten nennen zu wollen.

G. Geisenhof, Pastor zu St. Gertrud in **Hamburg**.

Verlag von Wiegandt & Grieben in Berlin SW, Trebbinerstr. 1.

Soeben erschienen die

Verhandlungen
der vierten ordentlichen evangelischen Generalsynode
der evangelischen Landeskirche Preußens.
Eröffnet am 23. November 1897, geschlossen am 16. Dezember 1897.
82 Bogen stark. Lex. 8°.
Preis 16 Mk.
Durch jede Buchhandlung zu beziehen.

Bad Nauheim
Villa Ernst Ludwig

Luisenstr. 1. Logirhaus mit und ohne Pension, nahe den Bädern, in bester Lage, Garten am Hause.
Empfohlen durch Herrn Pfarrer Rade-Frankfurt.
Frl. M. Heyne,
langj. Vorsteherin christl. Hospize.

Georg Nauck (Fritz Rühe)
Berlin, Friedrichstr. 52/3
Ein- u. Verkauf theolog. Bücher. Prompte Bedienung. Katal. gratis.

Planinos, Harmoniums,
von ℳ 400.— an. von ℳ 80.— an.
Amerik. Cottageorgeln, Flügel, Klavier-Harmoniums.
Alle Vorteile. Höchster Rabatt. Illustr. Katalog, der grösste seiner Art, franco. Nichtgefallende Instrumente auf meine Kosten zurück.
Wilh. Rudolph, Giessen 162.

Tuch u. Buckskin
Ueberzieher-, Cheviot- und **Kammgarnstoffe** in den neuesten soliden Dessins, **schwarze Satins** und **Croisés,** hochfeine Qualitäten, sowie **Altar-** und **Kanzeltuch,** reinwollen Fabrikat und gute Farben, versendet direkt an Private zu sehr billigen Preisen. Reichhaltige Musterauswahl frei.
Theodor Herrmann
in **Sagan Nr. 34** (Schlesien).

Westdeutsche Zeitung
National. Monarchisch. Protestantisch.
Barmen-Elberfeld. Viertelj. 3,50 M.

In **Fr. Frommanns Verlag** in Stuttgart sind soeben erschienen:

Klassiker der Philosophie:

VII. **Kant.** Leben und Lehre. **Von Prof. Fr. Paulsen-Berlin.** Mit Bildnis. Broch. Mk. 4.—, geb. Mk. 4.75.

VI. **Fr. Nietzsche** als Künstler und Denker. 2. Aufl. Mit Bildnis. **Von Prof. A. Riehl-Halle.**

Früher erschienen:
I. **Fechner** von K. Laßwitz,
II. **Hobbes** von F. Tönnies,
III. **Kierkegaard** von H. Höffding,
IV. **Rousseau** von H. Höffding,
V. **Spencer** von O. Gaupp.

Goethes Charakter.
Eine Seelenschilderung von **R. Saitschick.**
Broch. Mk. 1.80, geb. Mk. 2.50.

Kritik u. Christentum
von **Stadtpfarrer M. Finckh.**
2. Aufl. Broch. Mk. 1.20.

Soeben erschien bei **Fr. Richter, Leipzig:**

Hinter eisernen Gittern.
Ein Blick in die Verbrecherwelt.
Zuchthausstudien von Pfarrer Dr. **Seyfarth**-Herbsleben.
Preis 2 Mk.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Goldene Medaille!
Im Sommer **kühl**, im Winter **warm** sind
Seidenbettdecken, ebenso **Seidenflanelle**
zu Unterhemden und Unterbeinkleidern.
Bearbeitung alter Seiden- und Wollsachen. Verlangen Sie Prospekt gratis.
A. J. Hermann, Donauwörth.

J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Freiburg i. B., Leipzig, Tübingen

Zum Semesteranfang.

Lehrmittel für Studierende der Theologie.

II.

Einleitende Fächer:

Die wissenschaftliche und die kirchliche Methode in der Theologie.
Ein encyklopädischer Versuch von Lic. C. A. Bernoulli, Privatdozent in Basel.
8. 1897. M. 3.20.

Lehrbuch der Religionsphilosophie.
Von Dr. H. Siebeck, Professor der Philosophie an der Universität Giessen.
Gr. 8. 1893. M. 10.—. Gebunden M. 12.50.
(Sammlung theologischer Lehrbücher.)

Religionsphilosophie im Umriss.
Mit historisch-kritischer Einleitung über die Religionsphilosophie seit Kant.
Von Dr. R. Seydel, weil. Professor der Philosophie in Leipzig.
Nach des Verfassers Tode herausgegeben von Professor D. P. W. Schmiedel.
Lex. 8. 1893. M. 9.—. Geb. M. 11.—.

Die Frage nach dem Wesen der Religion.
Grundlegung zu einer Methodologie der Religionsphilosophie.
Von D. M. Reischle, Professor der Theologie in Halle a. S.
8. 1889. M. 3.—.

Lehrbuch der Religionsgeschichte.
In Verbindung mit mehreren Fachgenossen herausgegeben von P. D. Chantepie de la Saussaye, Professor an der Universität Amsterdam.
Zweite, völlig neu gearbeitete Auflage.
Zwei Bände.
Gross 8. 1897. M. 20.—. Geb. M. 25.—.
(Sammlung theologischer Lehrbücher.)

Die Entwicklung der protestantischen Theologie in Deutschland seit Kant und in Grossbritannien seit 1825
von Dr. Otto Pfleiderer, Professor der Theologie an der Universität Berlin.
Gross 8. 1891. M. 10.—. Geb. M. 12.—

Verlag der Dürr'schen Buchhandlung in Leipzig.
Gegründet 1755.

Die Aufgabe der Orgel im Gottesdienste.
Geschichtlich dargestellt bis in das 18. Jahrhundert von D. G. Rietschel.
Preis M. 3.—.

Ev. Joh. C. 21.
Ein exegetischer Versuch als Beitrag zur Johanneischen Frage von Max Eberhardt.
Preis M. 1.80.

Beiträge zur Geschichte und Erklärung des Neuen Testamentes
von Prof. D. C. F. Georg Heinrici.

I.
Das Urchristentum in der Kirchengeschichte des Eusebius.
Litterarische Verhältnisse des zweiten Jahrhunderts.
Preis M. 1.80.

Zur Charakteristik des Lukas
nach Sprache und Stil.
Von Theodor Vogel.
Mola tantum salsa litant, qui non habent tura.
Plin. n. h. I. praef. 11.
Preis M. —.85.

Francisco de Enzinas
Denkwürdigkeiten über die Zustände in Belgien und die Religion in Spanien, Melanchton gewidmet.
Aus dem Spanischen übersetzt von H. Boehmer.
Mit einer Einleitung und Erläuterungen versehen von Ed. Boehmer.
Zweite Auflage.
Preis M. 6.—.

J. Ricker'sche Verlagsbuchhandlung in Gießen.

Soeben erschienen:

Religion und Moral.
Streitsätze für Theologen.
Von D. M. Rade, Pfarrer in Frankfurt a. M.
8. 1898. M. —.60.

Die sprachliche Erforschung der griechischen Bibel,
ihr gegenwärtiger Stand und ihre Aufgaben.
Von D. G. A. Deißmann, o. Prof. der Theologie in Heidelberg.
8. 1898. M. —.80.

Petrus Canisius
in Geschichte und Legende.
Im Anhang: Das päpstliche Rundschreiben vom 1. Aug. 1897.
Von D. Gustav Krüger, o. Prof. der Theologie in Gießen.
8. 1898. M. —.30.

Sören Kierkegaard,
der Klassiker unter d. Erbauungsschriftstellern des 19. Jahrh.
Von D. K. Walz, Oberkonsistorialrat in Darmstadt.
8. 1898. M. —.80.

Soeben erschienen:

Der Apostel Paulus.
Ein Lebensbild von Walther Wolff, Pfarrer.
8. 1898. Geb. M. 2.25.

Amos und Hosea.
Ein Kapitel aus der Geschichte der israelitischen Religion.
Von Prof. J. J. P. Valeton in Utrecht.
Aus dem Holländischen übersetzt von Fr. K. Echternacht, Pfarrer.
8. 1898. M. 3.60.

Brennende Zeit- und Streitfragen der Kirche.
Gesammelte Abhandlungen von Lic. Jul. Böhmer, Pfarrer.
8. 1898.
I. Auf alttestamentlichem Gebiete. M. 2.—.
II. Zur christlichen Glaubenslehre. M. 2.—.
III. Aus dem prakt. Christentum. M. 1.75.
IV. Soziale Fragen. M. 1.75.
Vollständig in 1 Bande M. 7.50.

Kaffee rohen und gebrannten, feine, preiswerte Qualitäten, empfiehlt u. versendet **Alfred Böhm, Stuttgart.**

Chronik der christlichen Welt

Vierteljährlich 1.50 Mk. — Wöchentlich eine Nummer.
Postzeitungsliste Nr. 1565

Nr. 18. Deutsche Evangelische Landeskirchen: Zwischen dem Magistrat in Berlin und dem Oberkirchenrat; Das Disziplinarerkenntnis über die Pastoren H. Wendebourg und Schlömer; Der Streit um die Remscheider Resolution — Evangelische im Auslande: Aus der Episcopal Church of England — Vermischte Nachrichten

Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Leipzig, Querstraße 21 — Druck von Carl Marquart in Leipzig